

\$1.00 per Annum. — Concordia Publ. House, Cor. Jefferson Ave. and Miami St., St. Louis, Mo.
Published monthly.

Evangelisch-Lutherisches

Schulblatt.

Monatsschrift

für

Erziehung und Unterricht.

Herausgegeben

von der

Deutschen ev.-luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St.

Pedigiert im Namen des Lehrerkollegiums des Seminars in Addison
von

Dir. C. A. W. Kraus.

Motto: Lasset die Kinder zu mir kommen und wehet ihnen nicht,
denn solcher ist das Reich Gottes.

Mark. 10, 14.

40. Jahrgang. — Juli.

St. Louis, Mo.

CONCORDIA PUBLISHING HOUSE.

1905.

Entered at the Post Office at St. Louis, Mo., as second-class matter.

In h a l t.

	Seite
Erziehung der Kinder im Hause	198
Die neue gemeindeutsche Rechtschreibung	197
Wie Kantor Jakob Hille 1728 verlagt wurde und wie er sich „verdefenbierte“	208
Bermischtes	219
Schulhausweihe	222
Altes und Neues	222
Korrespondenz-Ecke	224





Evang.-Luth. Schulblatt.

40. Jahrgang.

Juli 1905.

No. 7.

Erziehung der Kinder im Hause.

Als einst ein alter, erfahrener Lehrer, der eine Klasse von hundert Schülern zu unterrichten hatte, gefragt wurde, wie er denn mit der Erziehung so vieler Kinder in der Schule zustande kommen könnte, antwortete er, daß sei leicht, wenn man nur ebenso leicht mit den zweihundert dazu gehörigen Eltern fertig würde. In dieser Antwort liegt viel Wahres. Man meint so oft, daß die Erziehung erst in der Schule beginne, ja, daß die Schule die Erziehung der Kinder allein besorgen müsse, und gar oft hat man Gelegenheit zu hören, daß die Schule als Stockmeistertum und Schreckgespenst den Kindern vorgestellt wird. Jeder Pastor und Lehrer hat gewiß schon Gelegenheit gehabt, solchen Verkehrtheiten entgegenzutreten. Aber man sollte dem nicht nur entgegentreten, sondern die Eltern auch über die rechte Erziehung der Kinder belehren, sonderlich die Mütter, in deren Händen zum großen Teil naturgemäß die Erziehung der Kinder liegt. In den meisten Fällen fehlt es nicht am guten Willen, sondern am rechten Verständnis. Es wird daher nicht ohne Segen bleiben, hier einmal über die Erziehung der Kinder im Hause zu reden.

Vor allem müssen wir da bedenken, daß eine wahre, rechte Kinderzucht nur in einem Christenhause geübt werden kann, denn nur da ist das rechte Mittel aller Erziehung, das Wort Gottes, zu finden. In diesem wird den Eltern deutlich erklärt, welches ihre Hauptaufgabe ihren Kindern gegenüber ist, wenn der Apostel den Vätern zuruft: „Ihr Väter, reizet eure Kinder nicht zum Zorn, sondern ziehet sie auf in der Bucht und Vermahnung zu dem Herrn“, Eph. 6, 4. Unsere Kinder sind kein Spielzeug, das uns nur zur Kurzweil dienen soll, sondern es sind teure, mit dem Blute Christi erkaufte Seelen, die Gott gar wert hält, und über deren Erziehung wir einst am Jüngsten Tage Rechenschaft ablegen müssen. Wie wert der liebe Heiland diese unsere Kinder hält, erkennen wir aus Matth. 18, wo er ihnen das Himmelreich zuspricht, ihre Aufnahme als seine eigene Aufnahme bezeichnet, von dem Menschen aber, der sie ärgert, spricht, daß es ihm besser wäre, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft würde im Meer, da es am tiefsten ist.

Sind aber unsere Kinder mit Christi Blut erlauft, so folgt notwendigerweise, daß sie dieses Erlaufens bedurften, also von Natur Sündler sind. Ihres Herzens Sinnen und Trachten ist böse von Jugend auf. „Torheit steckt dem Knaben im Herzen“, Spr. 22, 15. Diese Bosheit und Torheit weicht aber nicht von selbst, sondern muß durch Zucht und Strafe ausgetrieben werden. Dazu soll die Liebe treiben. „Wer seiner Nute schonet, der hasset seinen Sohn; wer ihn aber lieb hat, der züchtigt ihn bald“, Spr. 13, 24.

Die Erziehung des Kindes muß daher früh beginnen. Der in ihm wohnende Eigenwille muß, wo nötig, durch die Nute gebrochen und es muß von Anfang an zum pünktlichen Gehorsam erzogen werden. Je früher man beginnt, um so leichter wird es dem Kinde werden, zu gehorchen. Auch hier ist die Gewohnheit eine gar starke Macht. Mit der Strafe muß freilich die herzliche Ermahnung Hand in Hand gehen. Dabei verderben wir oft viel durch mancherlei Fehler. Ein Hauptfehler ist, daß wir uns durch unsere Launen in der Erziehung leiten lassen und bald die Unart eines Kindes belachen und als ein Zeichen der Selbständigkeit oder Klugheit des Kindes hinstellen, bald die gleiche Unart empfindlich strafen. Da lernt das Kind gar bald die Strafe als einen Ausfluss der elterlichen Laune und nicht als ein Hassen der Sünde von ihrer Seite ansehen. Der Zweck der Strafe ist ein doppelter: das Kind soll dadurch seiner Sünde gedenken lernen und auch dadurch lernen, sich vor Sünden zu hüten. Die ungleichmäßige Bestrafung lehrt das Kind aber nur die Folgen der Sünde scheuen, nicht diese selbst; der Zweck der Strafe wird dadurch nicht erreicht.

Ein anderer wichtiger Punkt ist der, daß man von vornherein das Kind zu rechter Wahrheitsliebe erzieht. Das Herz des Kindes ist zur Lüge geneigt und sucht, selbst wenn es erst wenige Jahre alt ist, die Unarten, die es begangen hat, abzuleugnen, oder doch zu beschönigen, sich um die Strafe herumzulügen. Wie oft kann man da bemerken, daß von törichten Eltern solche Lügen des Kindes als Klugheit angesehen und diese Klugheit wohl gar vor den Ohren des Kindes andern gegenüber belobt wird. Welch eine Verblendung! Das heißt tatsächlich in dem Kinde die Liebe zur Lüge großziehen und sich selbst an dem Kinde die Hölle verdienen. Gibt es in der deutschen Sprache ein wahres Sprüchlein, so ist es dieses:

Ein junger Lügner, ein alter Dieb;
Drum, Kind, behalt die Wahrheit lieb!

Je treuer ein Kind zur Wahrheit angehalten wird, um so besser ist es für dasselbe. Das muß aber freilich, soll es recht fruchten, so geschehen, daß das Kind erkennt, daß die Lüge Sünde ist und Gott mißfällt, er hingegen die Wahrheit liebt.

Ein weiteres notwendiges Stück der Erziehung ist die gleichmäßige Behandlung aller Kinder, die Gott der Herr uns gegeben hat. Darunter ist aber nicht etwa zu verstehen, daß man sich eine Art Straffkala anfertige

und nun die verschiedenen Vergehen und Unarten ohne Rücksicht auf die besonderen Umstände, sowie die Persönlichkeit und den Charakter des Kindes anwende. Das wäre durchaus keine gleichmäßige Behandlung. Dem einen Kinde tut ein betrübter Blick der Mutter oder ein tabelndes Wort weit weher als einem andern Kinde eine körperliche Züchtigung; in dem einen Falle mag die Sünde kindlichem Leichtsinn, in dem andern wirklicher Bosheit entspringen. Es ist daher die Aufgabe der Eltern, den ganzen Charakter des Kindes sorgfältig zu studieren und auch womöglich die Ursachen und Gelegenheiten zur Sünde genau zu erforschen und diese beiden Gesichtspunkte bei der Strafe zu berücksichtigen. Das Kind soll bei der Strafe erkennen, daß es die Liebe ist, die die Eltern zur Bestrafung treibt. Die Sünde des Kindes sollen wir hassen, das sündigende Kind aber mit herzlicher Liebe umfassen. Darum sollen wir auch nie im Augenblick des Zornes strafen, sondern erst zu Gott seufzen, daß er uns das rechte Maß und die rechte Art und Weise der Strafe treffen lasse. Durch ungerechte Behandlung und ungleichmäßiges Strafen reizt man die Kinder zum Zorn und versündigt sich an ihnen.

Ferner ist es wohl zu beachten, daß es unsere Aufgabe ist, unsere Kinder früh zu Christo, ihrem Heilande, hinzuführen. Das geschieht ja freilich schon durch das Gnadenbad der heiligen Taufe. Da legen wir unsere Kinder dem treuen Heilande in seine Arme, und sie werden dadurch wiedergeboren, zu neuen Kreaturen gemacht. Das sollen wir ihnen auch früh zeigen, sie Gebetelein lehren und ihnen in kindlicher Weise vom lieben Heilande erzählen, sie auch die Sünde hassen und verabscheuen lehren. Wollen wir das aber erfolgreich tun, so dürfen wir ihnen auch die Sünde nicht vorleben, oder gar sie gelegentlich selbst zur Sünde verleiten. Die Kinder haben eine weit schärfere Beobachtungsgabe, als wir gewöhnlich meinen. Ein Kind, das z. B. zum Kirchengehen und BibelleSEN angehalten wird, aber bemerken muß, daß die Eltern selbst sich durch die geringfügigsten Dinge vom Kirchenbesuch abhalten lassen, sowie daß die Bibel nur ein Schmuckstück der Punktstube, nicht aber ein täglicher Gebrauchsgegenstand ist, wird bald auf den Gedanken kommen, daß Kirchengehen und BibelleSEN nur ein lästiger Zwang für Kinder sei, nicht aber, wie es doch sein soll, eine Herzensfreude und Lust. Behält ein solches Kind trotzdem Lust zu Gottes Wort, so ist das eine ganz besondere Gnade Gottes. Wir sollen unsern Kindern BibelleSEN und Beten nicht nur anbefehlen, sondern es ihnen vorleben und es mit ihnen zusammen tun.

Diese rechte Erziehung des Kindes darf nun aber nicht etwa aufhören, wenn das Kind in das schulpflichtige Alter kommt. Dann gilt es vielmehr erst recht, in der Erziehung fortzufahren. Haus und Schule müssen treulich zusammen arbeiten an der Erziehung des Kindes. Wer das aber zugibt, für den folgt notwendigerweise die Pflicht, seine Kinder nicht in die öffentliche Staatsschule zu schicken, wo das irgendwie zu vermeiden möglich ist. Nicht die Erlernung der deutschen Sprache, auch nicht allein das Auswendig-

lernen des Katechismus und etlicher Kirchenlieder und selbst nicht der bloße Unterricht in der Religion macht unsere teuren Gemeindeschulen zu so unschätzbar herrlichen Kleinodien, sondern vor allem die ganze christliche Erziehung. In unsern Gemeindeschulen bleibt in allen Unterrichtszweigen Gottes Wort das Mittel der Erziehung. Wir senden unsere Kinder nicht in die Gemeindeschule, nur damit sie ein bestimmtes Quantum von allerlei Kenntnissen erlangen, sondern vor allem zu dem Zweck, daß ihnen die Überzeugung in Fleisch und Blut übergehe, daß der Zweck unsers Lebens auf Erden vor allem der ist, daß wir uns für die ewige Heimat vorbereiten und Gottes Reich ausbreiten; daher der Apostel auch sagt, daß Christum lieb haben viel besser ist als alles Wissen. Alles Können und Wissen, alle Wissenschaft und Kunst hat nur dann einen wahren Wert, wenn wir dies alles zur Ehre Gottes in den Dienst der Nächstenliebe stellen. Diese Erziehung kann durch nichts in der Welt erreicht werden, und darum stellen wir unsere Gemeindeschulen so überaus hoch und bringen willig die größten Opfer, um sie zu erhalten und zu fördern.

Soll aber wirklich dieser Zweck erreicht werden, so ist es unbedingt notwendig, daß Schule und Haus zusammen arbeiten. Zu diesem rechten Zusammenarbeiten gehört mancherlei, wiewohl, recht betrachtet, alles aus einem Hauptstück, nämlich dem rechten gegenseitigen Vertrauen, folgt. Der Lehrer sollte von vornherein den Eltern seiner Schüler zutrauen, daß sie wirklich wünschen und erwarten, daß er ihre Kinder in rechter Weise christlich erziehe und demnach so an ihnen handle, wie sie selbst es tun würden. Kommt der Lehrer den Eltern der Kinder in dieser Weise entgegen, so bahnt er, soweit an ihm liegt, den rechten Weg an, alles fortzuräumen, was etwa zu Mishelligkeiten führen könnte. Hat der Lehrer das rechte Vertrauen zu den Eltern der Kinder, so wird es ihm auch leicht werden, in schwierigen Fällen sich mit ihnen zu besprechen und sie auf mancherlei Charakterfehler ihrer Kinder hinzuweisen, die sie etwa noch nicht recht erkannt haben. Dann wird sich auch Gelegenheit finden, mit den Eltern in der Bekämpfung dieser Fehler Hand in Hand zu arbeiten. Hat der Lehrer das rechte Vertrauen zu den Eltern, so wird er auch gerne einmal die kranken Kinder besuchen und sie in ihren Schmerzen durch einen tröstenden Zuspruch erfreuen. Dabei wird er bald die Erfahrung machen, welch ein großer Segen auch für ihn selbst in solchen Krankenbesuchen liegt. Er wird da gar oft durch die Erfahrung, wie tief Wurzeln der Glaube schon im Kindesherzen schlägt, in seinem eigenen Glauben gestärkt werden, und um den Lehrer und die ganze Familie, die er besucht hat, wird sich bald ein Band inniger Liebe schlingen.

Wie aber der Lehrer den Eltern, so sollen auch diese jenem mit herzlichem Vertrauen entgegenkommen. Das beweisen sie zuerst damit, daß sie ihm nicht nur nominell, sondern tatsächlich das Recht geben, ihre Kinder zu erziehen. Wo das rechte Vertrauen herrscht, da werden die Eltern dem Lehrer auch gern das Recht der körperlichen Büchtigung zugestehen, das ihm

Gottes Wort gibt, und werden die Kinder in solchen Fällen nicht in Schutz nehmen, sondern im Gegenteil ihnen sagen, der Lehrer habe recht. Ist dann wirklich die Züchtigung einmal zu verb ausgefallen, so werden rechte christliche Eltern dies ja ihre Kinder nicht merken lassen, sondern werden, ohne daß die Kinder etwas davon hören, zum Lehrer gehen und ihn in freundlichem Ernst ermahnen, künftig hin vorsichtiger zu sein. Und was gilt's — die Sache, die bei verfehlter Handlungswise dem Lehrer und den Eltern, der ganzen Schule und den einzelnen Schülern großen Schaden hätte zufügen können, wird in aller Stille ohne jeden Nachteil aus dem Wege geräumt werden. Die Eltern werden dann daran denken, daß ein Lehrer wahrlich nicht zu seinem Vergnügen die Kinder straft, sondern zu deren Besten, und sie werden sich dessen erinnern, wie leicht es ihnen selbst im Hause begegnet, einmal ein Kind über Gebühr zu züchtigen. Wo das rechte Vertrauen herrscht, da werden die Eltern auch dem Lehrer unbedingt glauben, und auch dies ist von großer Wichtigkeit. Ist es doch eine alte Erfahrung, daß das böse Fleisch der Kinder nur allzugern zur Unwahrheit greift und sich um die Strafe herumzulügen versucht. Da tun Eltern ihren Kindern großen Schaden an der Seele, wenn sie ihnen mehr glauben als dem Lehrer.

Endlich noch eins. Es geschieht leicht, daß aller gute Einfluß der Schule durch Unvorsichtigkeit im Reden über den Lehrer von Seiten der Eltern wieder vernichtet wird. Auch unsere Lehrer sind ja Sündere und haben darum mancherlei Schwächen und Gebrechen an sich. Wie oft lassen sich Eltern, vielleicht ohne es böse zu meinen, dazu verleiten, diese Schwächen in Gegenwart der Kinder durch die Hechel zu ziehen. Dadurch wird ein ganz unaussprechlicher Schade angerichtet, denn dem Kinde wird dadurch die Achtung vor dem Lehrer geraubt. Ist das aber geschehen, so wird der Erfolg der Erziehung und des Unterrichts gänzlich in Frage gestellt. Es ist daher die erste Aufgabe des Lehrers, sich das Vertrauen der Eltern zu erwerben, und deren Pflicht, dem Lehrer mit herzlichem Vertrauen entgegenzukommen. Dann werden Schule und Haus gemeinsam an der Erziehung der Kinder segensreich wirken.

R. v. N.

Die neue gemeindeutsche Rechtschreibung.

Von Rector Grabenhörst.

Die Entwicklung unserer Rechtschreibung ist durch die Beschlüsse der Orthographischen Konferenz vom Jahre 1901 zu einem gewissen Abschluß gekommen. Wenn auch nicht alle mit der festgesetzten Schreibung in jedem Punkte einverstanden sein mögen, so müßte sich doch jeder des bisher Erreichten freuen. Rudolf von Raumer, dem die ganze Bewegung zur Herbeiführung einer einheitlichen Orthographie ihren Ursprung verdankt, meinte schon vor mehr als dreißig Jahren: Auch eine minder gute Ortho-

graphie, wofern nur ganz Deutschland darüber übereinstimmt, ist einer vollkommeneren vorzuziehen, die nur auf einen Teil Deutschlands beschränkt bleibt. Was heute erreicht ist, das ist aber weit mehr, als was Raumer vorschwebte: drei durch Stammesverwandtschaft verbundene Reiche haben sich zu derselben Schreibweise geeinigt. Angesichts der Schwierigkeiten, die bei einer solchen Einigung Deutschlands, Österreichs und der Schweiz zu überwinden waren, mühten Sonderwünsche vorläufig wenigstens zurücktreten.

Für die Schulen der Monarchie ist die neue gemeindeutsche Rechtschreibung durch Erlass des Herrn Ministers vom 16. Oktober 1902 eingeführt und bestimmt worden, daß die in der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin herausgegebenen Regeln für die deutsche Rechtschreibung nebst Wörterverzeichnis vom Beginn des Schuljahres 1903/04 ab für den Unterricht in der deutschen Rechtschreibung sowie für die Schreibweise in den Arbeiten maßgebend sein sollen. In diesen sind jedoch Schreibungen, die zwar den bisher geltenden Vorschriften, nicht aber den neuen Regeln entsprechen, vorhanden nicht als Fehler zu behandeln, sondern nur als von den letztgenannten abweichend zu bezeichnen.

Von Lehrbüchern für den grundlegenden deutschen Schreib- und Leseunterricht sowie für den Unterricht in der Rechtschreibung sind fortan nur solche einzuführen, die den neuen Regeln entsprechen. Bereits eingeführte Lehrbücher der bezeichneten Art dürfen, sofern ihre Benutzung bei Ausschaffungen oder unerheblichen, in der Klasse vorzunehmenden Änderungen einzelner Lesestücke, Sätze oder Wortformen sich in Einklang mit den neuen Regeln bringen läßt, auch noch im laufenden Schuljahr, aber nicht darüber hinaus, weiter gebraucht werden.

Sonstige neu erscheinende Schulbücher sowie neue Auslagen der bereits eingeführten dürfen nur dann zugelassen werden, wenn sie in der neuen Rechtschreibung gedruckt sind. Für die im Gebrauche befindlichen Schulbücher ist, sofern sie nicht zur bezeichneten Gattung gehören, eine Übergangszeit von fünf Jahren gewährt.

Ich habe schon gesagt, daß die Festsetzung der Schreibweise in dem bisher gültigen und in dem bisher eingeführten Regelbuche vorwiegend unter dem Einfluß Raumers geschehen sei. Raumer hatte nachgewiesen, daß unsere neuhochdeutsche Schreibung zwar wesentlich phonetisch sei, daß aber das phonetische Prinzip eingeschränkt werde durch die Rücksicht auf die Abstammung der Wörter insofern, als man für die abgeleiteten Formen die Schreibung der Stämme beibehalten müsse. Auf dieser Verbindung des etymologischen mit dem phonetischen Prinzip baut sich nun auch das neue Regelbuch auf. Natürlich sind die reinen Phonetiker mit einer solchen Verbindung nicht zufrieden, und man hört auch in Lehrerkreisen oft genug die phonetische Forderung, jeder Laut müsse nur ein Zeichen haben und müsse unter allen Umständen mit diesem bezeichnet werden. Dann freilich bliebe als einzige

orthographische Regel nur die übrig, die unser amtliches Verzeichnis an die Spitze stellt: Bezeichne jeden Laut, den man bei richtiger und deutlicher Aussprache hört, durch das ihm zukommende Zeichen. Wer unsere Orthographie auf diesen einen Grundsatz stellen will, macht sich die Schwierigkeiten seiner Durchführung nicht klar. Ich frage zunächst: Welches ist die richtige Aussprache? Ist es Sprache, wie wir sagen, oder Sprache, wie der Hannoveraner sagt? Tak, wie der Osten, oder Tach, wie der Westen spricht? Tatsächlich steht eben gar nicht fest, wie man richtig spricht; vor allem sind es die großen Unterschiede zwischen Nord und Süd, die gar nicht oder sehr schwer auszugleichen sind. Solange sie bestehen, kann von einer enge an die Aussprache sich anschließenden Schreibung nicht die Rede sein. Wenn es in Süddeutschland Hunderttausende gibt, die der Überzeugung sind, b und p, d und t seien nur wie etwa f und v auch nur in der Schrift, nicht aber in der Aussprache getrennt, so würde die phonetische Regelung völlig über deren Köpfe weg geschaffen werden, ebenso wie der Norddeutsche sich die Schreibung Gäl'd, gäben und gelägen nicht aufzwingen lassen würde, weil man in Süddeutschland so spricht.

Die Phonetiker meinen nun wohl, genaue Schreibung führe zu genauer Aussprache, und unsere Aussprache müsse in der Schrift ihr Gesetzbuch haben. Dagegen ist einfach die Tatsache anzuführen, daß auch eine längst feststehende Schreibweise die falsche Aussprache nicht verhindert hat, wie die Sprachen mit geschicklicher Schreibung, das Englische und Französische, beweisen, und daß auch bisher unsere Schreibung die Aussprache nicht beeinflußt hat. Wir schreiben der und sprechen trotzdem dür; wir schreiben Hering, und doch spricht der ganze Westen und Süden unsers Vaterlandes Häring.

Aber außer diesen nicht wegzuleugnenden Abweichungen in der Aussprache verlangt, wie schon gesagt, eine Forderung gebieterisch die Durchbrechung des phonetischen Prinzips: die Berücksichtigung der Abstammung des Wortes. Wollte man das Wort lebt rein phonetisch schreiben, so müßte am Schlusse ein pt stehen, denn der vorletzte Laut ist zweifellos der stimmlose Verschlußlaut des Lippentores, also das p. Damit wäre aber der Zusammenhang mit der Nennform des Wortes zerstört. Ebenso müßte gab am Schlusse mit p, lud mit t und trug mit l geschrieben werden trotz der Infinitive geben, laden und tragen. Es ist eben ein konsonantisches Lautgesetz der deutschen Sprache, daß die hochdeutsche Zunge im Auslaut keinen weichen oder, wie man jetzt sagt, keinen stimmhaften Verschlußlaut sprechen kann; da, wo er im Inlaut tönt, steht ihm im Auslaut der harte oder stimmlose gegenüber. Im Mittelhochdeutschen nahm denn auch die Schreibweise darauf Rücksicht, gap wurde mit p und liet mit t geschrieben. Wollten wir rein phonetisch schreiben, so wäre ferner für einen großen Teil Deutschlands die Form jehrlich mit e die richtige, denn so spricht man das Wort tatsächlich aus, ebenso wie das eben von mir gebrauchte tatsächlich mit e zu schreiben wäre. Damit ginge aber der Zusammenhang mit den Wörtern Jahr und

Sache völlig verloren. Sie merken, daß bei der oft übermäßig ersehnten phonetischen Schreibweise ganz hübsche Klippen zum Vorschein kommen; sie zu umschiffen, müßte wahrscheinlich die Volksschule sich entschließen, Vietors kleine Phonetik durchzuarbeiten oder wenigstens seine Lesebücher in Lautschrift zur Erwerbung einer mustergültigen Aussprache zu benutzen.

Wir wollen lieber dankbar sein, daß unser Regelbüchlein das phonetische Prinzip einschränkt, indem es als zweites Gesetz das historische oder etymologische Prinzip aufstellt: Wo derselbe Laut auf verschiedene Weise dargestellt werden kann, richte dich nach der Abstammung des Wortes. Wo zwei als berechtigt erkannte Prinzipien, die zum Teil einander widersprechen, ein Gebäude aufzuführen helfen, kann es nicht ohne Zugeständnisse von der einen oder der andern Seite abgehen. Natürlich fehlt es dabei nicht an Widerspruch. Wer aber das hohe Ziel im Auge behält, das die Konferenz von 1901 sich setzte, vorläufig mit Schonung des geschichtlich Gewordenen die Einheit für das ganze deutsche Sprachgebiet zu sichern, der wird in seinem Widerspruch zurückhaltend und maßvoll sein.

Die Grundlage für die neueste Rechtschreibung ist die vor zwei Jahrzehnten festgesetzte Schreibweise, die trotz ihrer Ausschließung vom amtlichen Schriftverkehr der Behörden doch eine verhältnismäßig weite Verbreitung beim Druck von Büchern und Zeitschriften gewonnen hat. Die Orthographische Konferenz legte deshalb diese Rechtschreibung ihren Beratungen zu Grunde, ermöglichte zunächst ihre Verbreitung auf alle Länder der deutschen Zunge und gab sodann auch einige Verbesserungen, die in der Richtung lagen, in der sich unsere Schreibweise bisher entwickelt hat. Hinsichtlich der Wahl unter verschiedenen Buchstaben, die denselben Laut oder ähnliche Laute bezeichnen, sind bei den Vokalen keine Änderungen vorgenommen worden. Bei den Konsonanten ist die wichtigste Änderung der Wegfall des h bei anlautendem th in deutschen Wörtern. Leider ist „deutsch“ in einem Sinne genommen, den nicht jeder anerkennen wird. Lehnwörter sind nämlich ausgeschlossen, und so wird denn das Wort Thron, das bei uns seit nahezu einem Jahrtausend gebräuchlich ist, zum Fremdwort gestempelt und deshalb mit th geschrieben, während es schon im Mittelalter, z. B. bei Walther von der Vogelweide, mit einfacher t erscheint. Allerdings ist schon Luther zur ursprünglichen Schreibung zurückgekehrt.

Ob Fremdwörter mit th geschrieben werden, hängt von ihrer Herkunft ab. Äther, Kathedrale, These, Kathete haben th; Etymologie, Hypotenuse, Kategorie, Myrte haben nur t. Für das Wort Tee, in dem das th keine etymologische Berechtigung hat und in dem überdies die Länge des Vokals schon durch Verdoppelung bezeichnet ist, ist die Schreibung ohne h als gleichberechtigt aufgenommen worden. In Eigennamen deutschen Ursprungs schwankt die Schreibung; Berta und Bertold schreibt man besser ohne h, Lothar, Lothringen, Mathilde mit h, letzteres darum, weil das Wort hilde = Kampf, die kämpfende in dem Namen steht, wie z. B. auch in Brunhilde. Brunhilde

heißt die in der Brünne, dem Panzer, Kämpfende, Mathilde oder Macht-hild die mit Macht Kämpfende. Dagegen schreibt man ebenso richtig Günther und Walter mit h wie ohne h. Es steckt in diesen Namen allerdings der Be-standteil Heer, althochdeutsch hari, mittelhochdeutsch hér — Walter heißt der über das Heer Waltende —, aber das h ist schon teilweise im Mittelalter ausgestoßen.

Außer dem Wegfall des h sei von Änderungen im Konsonantenbestande noch folgendes erwähnt. Während das Regelbuch von 1880 die Schreibung Epheu mit ph noch als üblich bezeichnet, soll jetzt Efeu nur mit f geschrieben werden, wie überhaupt deutsche Namen nur mit f zu schreiben sind, wie Adolf, Arnulf, Rudolf und Westfalen. Philipp aber wird mit ph geschrie-ben, weil es ein Fremdwort ist. Ferner: Bei Zeitwörtern, deren Stamm auf einen S-Laut ausgeht, also auf s, ß, ñ, z, ð, ð, wird von der Endung est der zweiten Person, sobald sie das e verliert, auch das s ausgelassen, also du liest neben du liefest; du reist neben du reifest; du sitzt neben du sitfest. Dagegen wird bei den auf sch ausgehenden Stämmen auch in den verkürzten Formen das s der Endung beibehalten, also du naßhst und du mäschst.

Aus dem Kapitel über die Länge des Selbstlautes sei nur eine Ände- rung erwähnt. Im alten Regelbuch heißt es: Man schreibt der edleren Aus-sprache gemäß: gieb, giebst, giebt, aber sing, ging, hing. Im neuen da-gegen lautet der Absatz: Wie sing, ging, hing ist auch gib, gibst, gibt zu schreiben. Die Aussprache des i in diesen Formen schwankt in den verschie-denen Teilen Deutschlands. — Das ist nicht nur phonetisch, sondern auch etymologisch ein Fortschritt. In den reduplizierenden Verben sing, ging, hing wäre das e noch berechtigt; gib hat niemals ein organisches e gehabt. Nun sollte freilich der Phonetiker nicht darüber jammern, daß man neben gib er-giebig, ausgiebig und nachgiebig mit e schreiben soll.

Ein überaus schwieriges Kapitel der deutschen Rechtschreibung ist die Frage der Groß- und Kleinschreibung der Wörter. Als im Anfange der alt-hochdeutschen Zeit an Stelle der einheimischen Runenschrift die lateinische trat, war damit eine sehr beschränkte Anwendung der Majuskel verbunden, nämlich nur, um die Eigennamen hervorzuheben. Später tritt die Majuskel auch an den Anfang der Säze, und seit dem 15. und 16. Jahrhundert er-weitert sich ihre Anwendung noch mehr, so daß allmählich nach vielfachen Schwankungen sämtliche Substantive sie annehmen. Freilich verblieb in ein-zelnen Bibel- und Gesangbuch-Ausgaben bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts die Minuskel noch in ihrem vollen Recht, und fortdauernd wiesen seitdem angesehene Schriftsteller, wie Wieland und Voß, die großen Buchstaben in die früheren Grenzen, ja es erklärte der Begründer der deutschen historischen Grammatik, Jakob Grimm, geradezu: Wer große Buchstaben für den An-laut der Substantiva braucht, schreibt pedantisch! — und: Den Mißbrauch großer Buchstaben für das Substantivum, der unserer pedantischen Unart Gipfel heißen kann, habe ich und die mir darin beipflichteten, abgeschüttelt

und damit eine Neuerung eingeführt, die nichts ist als wiederhergestellte naturgemäße Schreibweise, der unsere Vorfahren bis ins 15. Jahrhundert, unsere Nachbarn bis auf heute treu bleiben. Diesen Ausführungen J. Grimms gegenüber ist jedoch zu betonen, daß unsere Sprache den Mißbrauch, die Hauptwörter groß zu schreiben, wenn es wirklich ein solcher ist, heute wahrscheinlich nicht mehr ablegen kann, da sie sich seit drei Jahrhunderten, wenn auch nicht auf Grund, so doch unter Berücksichtigung dieser Eigentümlichkeit weitergebildet hat. Gegenwärtig bedarf unsere Sprache der Majuskel, wenn nicht gewisse klassische und typisch gewordene Wortfügungen unverständlich werden sollen. Abgesehen von dem zweideutigen, aber auf jeden Fall bedenklichen Ausdruck: Ich habe einen genossen — würden unsere Dichter nicht mehr wie Schiller schreiben dürfen: Führe den alten dichter in den wald — oder: in der hohen gnade, in der mächtigen gunst.

Wenn aber die Majuskel sich als unentbehrlich erweist, so war die Konferenz vor die Aufgabe gestellt, eine klare und durchgreifende Regel über ihren Gebrauch aufzustellen. Diese Aufgabe erwies sich bald als unlösbar. Wohl zeigt sich das Bestreben, alle Formen, in denen der Charakter des Hauptwortes nicht mehr klar hervortritt, klein zu schreiben, wohl wird sogar am Schluße des Kapitels die bestimmte Anweisung gegeben: In zweifelhaften Fällen schreibe man mit kleinem Anfangsbuchstaben, im übrigen müssten aber an Stelle der einen durchgreifenden Regel kleine Nachhilfen treten. So in erster Reihe der Satz: Klein geschrieben werden Hauptwörter, wenn sie die Bedeutung anderer Wortarten annehmen, also als Verhältniswörter, wie dank, kraft, laut, statt, — als Umstandswörter, wie anfangs, slugs, rings, teils — oder endlich in Verbindung mit Zeitwörtern auftreten, in denen das Hauptwort nicht mehr als solches empfunden wird, wie schuld, feind, willens sein. Für uns Lehrer fragt es sich nun, ob für unsere Arbeit in der Schule diese Aus hilfen nicht in eine wenigstens die häufigsten Fälle umfassende Regel zusammengefaßt werden können. Die Anmerkung im Regelbuch leitet uns darauf hin. Sie heißt: Bewahrt in solcher Verbindung das Hauptwort seinen ursprünglichen Wert, so wird es mit großem Anfangsbuchstaben geschrieben, z. B.: er hat keinen Teil an mir, es findet eine gute Statt, er tat ihm ein Leid an. Die noch lebende substantivische Kraft eines Wortes zeigt sich nämlich am besten darin, daß es fähig ist, ein Attribut anzunehmen. Wir können also unsern Schülern für alle Fälle die Regel geben: Ist es möglich, eine Beifügung zu dem zweifelhaften Worte hinzuzufügen, oder steht schon eine dabei, so wird es groß geschrieben. Das paßt so ziemlich für alle Fälle, das hilft selbst Ausdrücke wie ein paar Kinder und ein Paar Handschuhe unterscheiden. In dem ersten Beispiel ist es unmöglich, zu paar ein Attribut hinzuzufügen; aus dem letzten Beispiel kann leicht gemacht werden: ein neues Paar Handschuhe. In dem Ausdruck: er erschrak aufs äußerste, kann keine Beifügung angebracht werden; sagt man dagegen: daß er das Äußerste seines Fingers ins Wasser tauche, so macht das

Attribut seines Fingers das Wort Äußerste zum Hauptwort. Auch die Beispiele der vorhin angeführten Anmerkung fügen dem fraglichen Worte eine Beifügung hinzu oder lassen die Hinzufügung zu, wie das letzte: er tat ihm ein (schweres) Leid an. Daß unsere Regel übrigens ganz im Sinne des neuen Wörterbuches ist, geht auch aus dem Abschnitte hervor, der da Wörter aller Art bringt, die als Hauptwörter gebraucht werden. Solche sind, heißt es dort, insbesondere die Verbindungen mit etwas, viel, nichts, allerlei u. ä., z. B.: etwas Schönes, viel Wichtiges, nichts Schlechtes, wenig Gutes. Die Wörtchen etwas, viel, nichts und wenig sind ja hier die Attribute.

Groß geschrieben werden sollen nach einer weiteren Vorschrift als Teile von Titeln und Namen: Eigenschaftswörter, Fürwörter und Ordnungszahlen in Fällen wie Seine Majestät, das Königlich Preußische Zollamt, der Wirkliche Geheime Rat; die Allgemeine Zeitung, das Tote Meer, die Sächsische Schweiz, die Vereinigten Staaten, Friedrich der Zweite, Otto der Große.

Groß ferner die von Personennamen abgeleiteten Eigenschaftswörter, z. B. Schillersche Trauerspiele, die Grimmschen Märchen. Dienen sie jedoch zur Bezeichnung einer Gattung, so werden sie klein geschrieben, z. B. die lutherische Kirche, mohammedanische Pilger. Die Grenze ist hier nicht immer scharf zu ziehen; wenn Duden pythagoreischer Lehrsaß und voltaische Säule klein — als Gattungsbegriffe — Farnesische Stier und Sixtinische Madonna aber groß schreibt — als Eigennamen —, so wird der Unterschied, daß dort an eine nach einer Person benannte Eigenschaft, hier aber an einen Einzelbegriff zu denken ist, nicht jedermann sofort einleuchten und dem Schüler kaum klar zu machen sein. Das ist aber auch gar nicht nötig. Möchten wir Lehrer uns doch endlich daran gewöhnen, in solchen zweifelhaften Fällen Freiheit und Spielraum zu geben und eine Schreibung zuzulassen, auch wenn sie von unserer vorgefaßten Meinung abweicht. Wir sollten uns in diesem Punkte unsere westlichen Nachbarn zu Mustern nehmen, die trotz ihrer Akademie beim Gebrauch der Majuskel viel freiere Selbstbestimmung gelten lassen als wir, Namen von Glaubensgemeinschaften bald groß, bald klein schreiben, bei Büchertiteln bald dem ersten bedeutungsvollen Worte die Majuskel zuweisen, sie endlich sogar bei jedem Worte zulassen, auf das größereser Nachdruck gelegt werden soll. Das Regelbuch geht auch hier mit gutem Beispiel voran. Es enthält nämlich eine große Zahl von Doppelschreibungen, die nach der Bemerkung am Kopfe des Wörterverzeichnisses beide zulässig sein sollen. So ist zulässig Abends (groß) und abends (klein), mittels mit Schlüß-s und mittelst mit st, stetig mit e und stätig mit ä, Accent mit zwei c und Akzent mit k, und so zahlreiche andere Wörter. Freilich sind die Meinungen über die Zweckmäßigkeit dieser Doppelschreibung noch geteilt. Die einen erblicken darin eine entschiedene Erleichterung und meinen, die Kinder werden dadurch vor manchem Fehler bewahrt, daß sie nicht streng an eine Form gebunden sind. Andere aber fürchten, daß durch diese

Fülle von Schwankungen die Orthographie nur erschwert werde, da man das Kind, statt mit einer, nun mit verschiedenen Formen eines Wortes bekannt machen müsse und dadurch nur verwirre. Wer diese Ansicht vertritt, hat den Grund für die Zulassung der Andersschreibungen nicht erkannt. Es handelt sich hier doch durchweg um solche Fälle, bei denen der Lehrer auch bisher bei der Korrektur nicht einen Fehler angestrichen und berechnet, sondern höchstens selbst eine Verbesserung vorgenommen hat und bei der Zurückgabe am flügsten stillschweigend darüber hingegangen ist. Da kommt ihm nun die neue Orthographie mit ihren Doppelschreibungen entgegen und rät ihm, in solchen Fällen überhaupt seine rote Tinte zu sparen und stehen zu lassen, was das Kind geschrieben hat. Wo andere von neuen Schwierigkeiten träumen, da sehe ich nur eine berechtigte und wünschenswerte Duldsamkeit, die auf keinem Gebiet so nötig ist als auf einem im Grunde genommen so nebensächlichen, wie es die Orthographie ist. Zu den schönsten Briefen, an denen wir uns immer wieder erquicken, gehören die Briefe der Mutter Goethes. Ohne Phrase und ohne Schminke, sind sie so köstliche Blüten einer unverfälschten Menschenseele, daß der Frohsinn und die Gesundheit, die sie duften, sich unwillkürlich dem Leser mitteilt. Und trotzdem sind diese Briefe so unorthographisch wie möglich, und Frau Rat sagt selbst einmal in einem Briefe an ihre Schwiegertochter: daß das Bustawieren und gerade Schreiben nicht zu meinen sonstigen Talenten gehört, müßt Ihr verzeihen — der Fehler lag am Schulmeister. Nun, dieser Schulmeister kann stolz auf seine Schülerin sein trotz aller Verstöße gegen die Rechtschreibung. Klaiber und Lion, die in ihrem schönen Buch: „Die Meister des deutschen Briefes“ einige der besten ihrer Briefe abdrucken, meinen dazu mit Recht, man könne aus ihnen sehen, wie wenig doch im Grunde Orthographie und Grammatik zu bedeuten haben, die ein greisenhaftes Alexandrinertum zu Wunderdingen aufgebaut und zu einer trostlosen Überschätzung emporgetrieben habe. Wenn das neue Regelbuch solcher Überschätzung gegenüber der Toleranz das Wort redet, so ist das ein großer Fortschritt, und wir wollen fortan auch auf diesem Gebiete Augustins schönes Wort gelten lassen: Im Gewissen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit.

Wenn man also die beiden zulässigen Formen eines Wortes unbestanden gelten lassen soll, so entsteht doch die andere Frage: Hat man sich bei der Darbietung einer orthographischen Einheit, die solche Doppelschreibungen umfaßt, für eine Form zu entscheiden, oder hat man die Kinder mit beiden bekannt zu machen? Ich halte es für richtig, nur eine Form einzuprägen und das Bekanntwerden mit der andern der Lektüre zu überlassen. Über die Frage, welche von den beiden zulässigen Formen eingeprägt und bevorzugt werden soll, ist die Entscheidung bereits getroffen. Das Königlich Preußische Staatsministerium hat in seiner Sitzung vom 11. Juni d. J. über diese Doppelschreibungen entschieden und diejenigen Schreibweisen, die bei den preußischen Kanzleien nicht angewandt werden sollen, gestrichen.

Damit ist für die Behörden und in der weiteren Folge auch für die Schulen Preußens, also für den größten deutschen Bundesstaat, eine einheitliche Schreibweise festgestellt, und man darf hoffen, daß auch die sonstigen gebildeten Kreise des Volkes und die Presse sich dieser Schreibweise anschließen werden. Daß die Entscheidungen der übrigen Bundesstaaten mit denen der preußischen Regierung in allen wesentlichen Punkten einig sein werden, ist wohl anzunehmen; das bayrische Regelbuch bietet dafür bereits den erfreulichen Beweis.

Die Beschlüsse des Staatsministeriums sind überall in der Richtung lautreuer Schreibung gefaßt. So ist zunächst für den k-Laut stets dem k vor dem c der Vorzug gegeben, für den g-Laut dem g vor c. Also wird geschrieben Alkord mit zwei k, Akzent mit kz, Kuvert mit k, Zement, Zentrum, Zirkular, Zylinder mit g. Ebenso ist mittels vor mittelst, stetig und unstet vor stätig und unstät, Hazardspiel vor Hazardspiel, Jockey vor Jockey, Zephyr vor Zephyr der Vorzug gegeben, und die Mehrzahl von Bureau und Rouleau soll nicht auf z, sondern auf s gebildet werden. Besonders zu begrüßen vom pädagogischen Standpunkt aus sind diese Entscheidungen zu Gunsten der einen Form überall da, wo sich mit ihrer Hilfe eine mehr oder weniger durchgreifende Regel aufstellen läßt. So führt die Beibehaltung der anfangs viel bekämpften Form heute abend (abend klein) zu der leicht und immer verwendbaren Vorschrift: Die Tageszeiten Abend, Morgen, Mittag und Nacht werden klein geschrieben, wenn dafür auch abends, morgens, mittags, nachts gesetzt werden kann. Demnach schreibt man: gestern abend (klein), da es bedeutet gestern, und zwar abends; Sonntag mittag (klein); es bedeutet Sonntag, und zwar mittags. Ebenso Montag morgen, vergangenen Freitag vormittag, nächsten Mittwoch abend u. dgl. Mit Hilfe dieser Regel wird die Schwierigkeit überwunden, die sich aus der Nebeneinanderstellung von „diesen Abend“ (groß) und „heute abend“ (klein) ergeben würde. Dagegen werden die Tageszeiten groß geschrieben, wenn sie durch Geschlechtswort, Fürwort, Eigenschaftswort, Verhältniswort als Hauptwörter gekennzeichnet sind. Also des Abends, eines Abends, diesen Abend, nächsten Morgen, gegen Abend, bei Nacht, um Mitternacht, zu Mittag etc.

Wo ferner sachliche Gründe für die eine Form sprechen, ist dieser stets der Vorzug zu geben. Das amtliche Regelbuch läßt die Schreibungen der und das Ar, der und das Meter, der und das Liter zu. Wir lassen schreiben das Ar, das Liter, das Meter, weil diese Wörter in der Maß- und Gewichtsordnung für den Norddeutschen Bund vom 17. August 1868 fächerlich behandelt werden.

Wo sich endlich geleherte und volkstümliche Form gegenübersteht, wollen wir doch dem Volksempfinden folgen. So schreiben wir Alpdrücken mit p, denn das Volk denkt dabei an alpenschwer lastend. Wir schreiben Sündslut und nicht Sintslut, denn das Volksgemüt deutet sich das Wort als Sündenstrafe. Wir schreiben endlich ruhig weiter der Peloponnes, die Rhone

und die Tiber, trotzdem die neuere Schulgelehrsamkeit dafür — entsprechend dem Geschlecht dieser Wörter in der fremden Sprache — die Peloponnes, der Rhone und der Tiber sagen will. Goethe schreibt in seinen Briefen aus Rom und in der Italienischen Reise immer die Tiber. Ich bin bei diesen letzten Ausführungen den Vorschlägen gefolgt, die der Vorsitzende des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, der Geh. Oberbaurat Sarrazin, in der Zeitschrift des genannten Vereins und in seinem Wörterbuch für eine deutsche Einheitschreibung gemacht hat. Dies Büchelchen, bei Ernst und Sohn in Berlin zum Preise von 80 Pf. bereits in zweiter Auflage erschienen, unterscheidet sich von den Wörterbüchern von Duden und Matthias dadurch, daß es für jedes Wort nur eine Schreibweise enthält, und zwar die von dem Preußischen Staatsministerium für die amtlichen Stellen vorgeschriebene Form.

Ich komme zum Kapitel über die Silbentrennung. Hier ist eine Vereinfachung dadurch herbeigeführt, daß als Regel gilt: Von mehreren Mittlauten kommt der letzte auf die folgende Zeile. Es wird also geschrieben Knos-pe, tap-fer, kämp-fen, Karp-fen. Selbst dt wird in solchen Fällen getrennt, also Städ-te, Verwand-te. Das Regelbuch von 1880 bezeichnete dt als einen Laut und forderte folgende Trennung: Stä-dte, Verwan-dte. Bedauerlich ist nun freilich, daß die Regel durch eine Ausnahme durchbrochen wird. Es soll nämlich st immer ungetrennt bleiben, also La-sten, be-ste, Fen-ster, Pfing-sten abgeteilt werden.

Obgleich in dem Abschnitt über das Auslassungszeichen oder den Apostroph keine Veränderungen vorgekommen sind, so möchte ich Sie doch bitten, immer wieder vor dem Missbrauch zu warnen, bei Eigennamen das s des Genitivs durch einen Apostroph abzutrennen. Des Müllers Esel schreiben alle ohne Apostroph, aber bei Müllers Griechenliedern glaubt man des hier ganz sinnlosen Häckchens nicht entbehren zu können. Die Unsitte macht sich besonders auf Schildern breit; ich erinnere Sie nur an Kaminsky's, Engelmann's und Noack's Berg. Bei letzterem Schilde hat der intelligente Maler sogar das Genitiv-s nur so schüchtern und klein neben den breitspurigen Apostrophen gestellt, daß es überhaupt nicht mehr als berechtigter Bestandteil des Namens erscheint. Der arme Genitiv! Er wird wohl nach und nach verschwinden. Das Grundstück des Kaufmann Müller, der Vorstand des Naturheilverein Guben, solche Formen hört man nicht nur fortwährend, man liest sie auch schon, wenigstens in der Zeitung. Leider hat das neue Regelbuch, das sonst mit Recht den Apostroph nur da zuläßt, wo wirklich ein Laut unterdrückt ist, die alte Manier gebilligt, bei den auf einen S-Laut ausgehenden Eigennamen den zweiten Hall durch das Auslassungszeichen kenntlich zu machen. Warum man nicht Bozens Luise und Fritzens Müze sagen soll, wie es unsere Klassiker unbedenklich taten und wie es Wustmann in seinen „Sprachdummheiten“ so dringend empfiehlt, ist nicht einzusehen. Man kann ja doch das ominöse Häckchen nicht sprechen, und den verhängnisvollen

Unterschied zwischen dem gesprochenen und dem geschriebenen Deutsch möchten wir doch nicht begünstigen.

In dem Abschnitt über die Schreibung der Fremdwörter macht das Regelbuch einen Unterschied zwischen den Lehnwörtern, die schon in älterer Zeit aus fremden Sprachen ins Deutsche aufgenommen sind und allmählich ganz deutsche Form, Aussprache und Betonung angenommen haben, und den eigentlichen Fremdwörtern, die, namentlich in späterer Zeit aufgenommen, ihre fremde Form, Aussprache und Betonung beibehalten haben. Erstere sollen ganz so geschrieben werden, wie es den Regeln für die deutsche Rechtschreibung entspricht — mit Ausnahme des schon besprochenen Thron. Für die Schreibung der eigentlichen Fremdwörter lassen sich allgemein gültige Regeln nicht aufstellen; es werden einzelne Gesichtspunkte hervorgehoben, und im übrigen wird auf das Wörterverzeichnis verwiesen. Wenn die fremde Aussprache keine Änderung erfahren hat, wird in der Regel auch die fremde Schreibweise beibehalten (Chef, Chaise, Tour, Logis), doch werden Fremdwörter, die keine dem deutschen fremde Laute enthalten, vielfach ganz nach deutscher Weise geschrieben (Bluse, Sekretär). Über die Schreibung des R-Lautes ist schon gesprochen; er soll nur in solchen Fremdwörtern durch Ç bezeichnet werden, die auch sonst undeutsche Lautbezeichnung bewahrt haben, wie Coiffeur und Directrice. Wichtig ist endlich noch folgende Erörterung. Die Gewohnheit in deutschen Wörtern, nach einem betonten kurzen Selbstlaut, und nur nach einem solchen, einen einfachen folgenden Mitlaut doppelt zu schreiben — retten — hat auch in Fremdwörtern Änderung der Schreibung veranlaßt. Der Mitlaut zwischen einem kurzen Selbstlaut mit dem Hauptton und einem unbetonten Selbstlaut wird regelmäßig doppelt geschrieben, also Etappe, Gitarre, Kontrolle, und dementsprechend tritt auch im Auslaut meist die Verdoppelung ein. So in Appell, Kadett, brünett, bigott und allen Eigenschaftswörtern auf ell, z. B. generell. Umgekehrt wird nach einem unbetonten Selbstlaut eine in der fremden Sprache übliche Verdoppelung oft aufgehoben, z. B. in Varett und Perücke, beide französisch mit rr geschrieben, namentlich auch in den Ableitungen von französischen Wörtern auf on: Missionär, pensionieren, rationell, die französisch alle mit nn geschrieben werden.

Am Schlusse dieses Abschnittes wird der Freund der deutschen Sprache durch die wohlütige Mahnung erfreut: Entbehrlche Fremdwörter soll man überhaupt vermeiden. Freilich fällt einem dabei Goethes Wort ein: Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern, das ist das Geschäft der besten Köpfe. Reinigung ohne Bereicherung erweist sich öfter geistlos, denn es ist nichts bequemer als von dem Inhalt absehen und auf die Form passen.

Ich bin am Ende mit meinen Ausführungen. Wenn auch nicht alle Blütenträume reisten, einen wesentlichen Fortschritt bedeutet die neue Rechtschreibung sicher, besonders da wir jetzt in der Tat eine Einheitsorthographie besitzen für das ganze deutsche Sprach-

gebiet, soweit die deutsche Zunge klingt. Haben doch sogar deutsche Schulen Nordamerikas das neue Regelbuch angenommen. Dieses Fortschritts wollen wir Lehrer uns von Herzen freuen. Daß die neue Rechtschreibung weit davon entfernt ist, ein Meisterwerk zu sein, sagt Duden im Vorwort zur 7. Auflage seines Wörterbuchs, das weiß niemand besser, als wer daran mitzuarbeiten berufen war. Aber vielleicht ist sie die beste, die unter den gegebenen Umständen erreicht werden konnte. Sie ist nicht das letzte Ziel und bedeutet nicht einen Stillstand für alle Zeiten. Aber sie ist ein Zwischenziel, hinter dem jetzt keiner mehr zurückbleiben darf, der sich nicht absichtlich absondern und in den Schmollwinkel stellen will. Wann ein neuer Schritt getan werden soll, darüber brauchen wir uns den Kopf nicht zu zerbrechen. Unsere Pflicht ist es, eingedenk des Wortes, daß das Bessere des Guten Heind ist, das Gute, das zweifellos in der Tatsache einer einheitlichen Schreibung für das ganze deutsche Volk liegt, ohne Voreingenommenheit anzunehmen und unter Verzicht auf persönliche Wünsche und Neigungen sich dem nun einmal für Schule und Amt Angeordneten willig anzuschließen.

Wie Kantor Jakob Hille 1728 verklagt wurde und wie er sich „verdefendierte“.¹⁾

(Aus der Schwiebuser Schulchronik. Von H. Berndt.)

Der alte Kantor an der katholischen Pfarrkirche St. Michael in Schwiebus, Tobias Raphael Ulrich, war 1718 gestorben, und der Magistrat, der ebenfalls in allen Mitgliedern der katholischen Konfession angehörte, berief, weil es „die hohe Not erforderte“, daß die Stelle wieder mit einem „tauglichen Subjekte“ besetzt würde, Hans Jakob Hille, geboren aus Nirdorf in Böhmen. Es wurde ihm das officium cantoris hiesiger Pfarrkirche und der Schule aufgetragen, und man vocierte ihn in der Erwartung, er werde sich bei dieser seiner Funktion fleißig und unsträflich erzeigen, die Kirche und Schule wohl abwarten und dabei nichts verabsäumen. Der Jugend sollte er ein Vorbild in Gottesfurcht, guten Sitten und Lehre sein, den Erwachsenen keine Üppigkeit noch einige Insolentien zu tun verstatten.

An Gelde empfing der neue Kantor jährlich aus der Stadtkasse 18 Taler, an Deputatmehl 6 Scheffel, an Holz 6 Klaistern. Es wurde ihm das alles nach der Einteilung quatembri (das ist, vierteljährlich) gezahlt; seine Funktion begann mit dem 20. März 1719. Damit Hille in seiner Information an der Jugend um „so viel fleißiger“ sein möge, so sollte er noch wöchentlich erhalten:

1) (In der Orthographie des Herrn Kantors.)

„von einem kleinen Knaben oder Mägdelein, das das A B C ansangt
bis zum Buchstabiren inclusive 3 Pf.

„wenn sie zu lesen anfangen 6 Pf.

„wenn eines mit Kreide anfängt zu schreiben 9 Pf.

„außen Pappir 1 sgr.

„und so eins rechnet 1 sgr. 6 Pf.

„So eins die Muscam dabei lernet 2 sgr.

„Bon andern accidentien hat er von allen tertiam partem, weil auch
voriger Zeit bei Hochzeiten, wann musiziert wird, ein Braten, Kuchen und
Krug Bier gegeben worden, als soll solches darbei auch sein Verbleiben
haben.“

Unterschrieben ist die Bestallung von Christian Wenzel Langer, dem
Bürgermeister, und sechs Ratmannen.

Hans Jakob Hille muß jedoch später durch sein Betragen Mißfallen bei
dem Rat und der Bürgerschaft erregt haben, denn unter dem 21. Februar
1728 ordnet der Magistrat zwei Gerichtsassessoren an Hochwürden, den Herrn
Propst Bögner, ab, die ihm folgendes mündlich zu eröffnen haben:

1. daß E. E. Wohl. Magistrat bittet, dem Herrn Kantor dahin zu be-
fehligen, daß er die vor alters gehaltene Prozession am Palmsonntage mit
Anlegung und Rezitierung der Schulknaben zieren und solches, wie bereits
früher geschehen, nicht unterlassen sollte;

2. ferner auch zu Weihnachten das gewöhnliche Quem pastores von
den Knaben singen lasse, wie er dieses Jahr „vorsätzlicherweise“ ausgelassen;

3. ersuchet E. E. Magistrat den Herrn Propst, dem Kantor anzubefeh-
len, daß er sich gegen die Bürgerschaft besser aufführe und selbte nicht über-
seze, auch nicht nach seiner, sondern nach der betrübten Gelegenheit begrabe,
wie bei der Frau Simonin übel geschehen, und

4. obgleich der Herr Kantor sagt, daß ihm niemand zu befehlen hätte,
wie die Fischerhede bezeugen wird, so wünsche Magistrat doch, daß Hille unter
Sr. Hochwürden des Herrn Propstes Direktion stünde, und hoffe er, es
würde ihm nachdrücklich verwiesen werden, oder es würde Magistrat nicht zu
verdenken sein, daß er ihm, bis zur „erklärtlichkeit“, sein Gehalt inne hielte,
wie denn auch

5. zu beklagen, daß er, Kantor, nichts erfüllte, was ihm in der „etliche-
mahl Schulvisitation“ zum besten der Jugend und Aufnahme der Schule
wäre mitgegeben worden.

Zugleich übergaben die beiden Assessoren Georg Adam Wutke und Mat-
thes Schulze die schriftliche Beschwerde des Magistrats, worin er ausführt,
daß Jakob Hille, der vorher schon zu verschiedenen Malen „recht christlich
wegen seiner Nachlässigkeit in instruendo juventutis verwarnt worden sei,
sich diesen Verwarnungen stets widersezt habe“. Da aber Magistrat und ge-
schworene Altesten des Kantors „negligens und Eigensinnigkeit“ fernerhin
zu erdulden nicht mehr vermögen, besonders da er frühe, wenn er die Jugend

informieren soll, im „Brandtweinhause“ sitzet, die in der Schul auf die Information wartende Jugend, „welche ohnedem mehr zum Bösen als zum Guten inclinieret, versäumet, dennoch aber weder selbst mit dem Organist, welcher doch wegen seines tugendhaften Lebenswandels und besonderen Manieren die Jugend im Lesen, Schreiben, Rechnen und Musik auch im Latinisimo recht vergnüglich und zusehentlich informieret, in dem gewöhnlichen Schulhause Schule zu halten sich nicht bequemen, sondern des Organisten Schule völlig abgeschaffet und folgsam die Jugend in völliges Verderben gesetzet haben will, besonders da es eine Unmöglichkeit, daß eine Person bis 100 Kinder im Lesen, Schreiben, Rechnen und Musik informieren kann,¹⁾ zumalen der Kantor auch nicht imstande ist, in dem Lateinischen solche zu unterrichten. Weil nun der Organist in similibus Seinen Fleiß nicht spart und überdies annoch in christlicher Tugend exercitiis (gleichwie vorm Jahre, als er mit seiner Jugend in Dominica Palmarum eine Passions-Komedie produciret) wohl unterrichtet, dessentwegen ihm auch der Kantor so heftig passionieret, daß Er die Schule mit Ihme nicht halten will, derohalben ersuchen und bitten wir Euer Hochwürden und Gnaden hierdurch ganz inständig, dem Kantor sein unrechtmäßiges Beginnen vergestalt aufs schärfste zu verweisen“, damit Er ins Künftige sich besser und fleißiger, als bisher geschehen, in der Information der Jugend erzeige. Magistrat droht, im Falle dies erfolglos sei, einen andern zu präsentieren und „diesem jetzigen unbändigen Menschen“ seine von der Stadt fallende Emolumente zurückzuhalten, tröstet sich aber gnädiger „desierung“.

Kantor Hille wurde am 29. Februar vor den Herrn Propst Bögner im Beisein des Bürgermeisters vorgefordert, um auf die fünf Punkte „Gegneration und Antwort“ zu geben. Aber er wollte dies mündlich zu tun „seiner ganz verstaunten Natur und schwach zu sein erkennende Zunge nicht baldt zutrauen“ und bat, sich schriftlich „Verdefendieren“ zu dürfen. Dem wurde stattgegeben, und auf 48 Seiten Bogenformat bringt der federgewandte Kantor seine Rechtfertigung zu stande. Diese bietet ein treues Spiegelbild der Schulverhältnisse einer kleinen Stadt in jener Zeit. Es ist zwar nicht möglich, die Ausführungen Hilles abschriftlich wiederzugeben, da sie zu großen Raum beanspruchen, aber eine Blütenlese der Verteidigungspunkte, in denen Hille oft zum Angriff übergeht, dürfte doch willkommen sein.

Der Herr Kantor wünscht, daß seine Schrift nicht nur dem Herrn Propst, sondern auch dem Magistrat und allen Geschworenen und Altesten der gemeinen Stadt „um seiner Ehr und Gerechtigkeit“ zur Steuer der Wahrheit überreicht werden möge. Zum ersten verteidigt er sich, daß er sich nicht gegen die Bürgerschaft geziemend aufführe, ja sie sogar „übersezt und ihnen nicht

1) So viel Einsicht hatte ein papistischer Schulvorstand schon 1728; sollte man glauben, daß es noch im Jahre 1905 lutherische Vorsteher ohne solche Einsicht gibt?

täte die Begräbnisse nach ihrem, sondern nach seinem Willen anstellen“ und verrichten, wie bei der Frau Simon übel geschehen sein soll. Es könne kein Bürger auftreten, der bezeuge, daß er jedwedem nach seinem Stande nicht hätte seinen „Respekt und Chr“ gegeben, ja er will den loben, der ihm nachweist, daß er nicht mit Bescheidenheit wäre mit ihm umgegangen, oder einige „insolentien“ durch Zank oder Widerwärtigkeit verübt hätte. Ferner wolle er den frei und öffentlich sehn, der behaupten könne, daß er ihm auch nur einen Kreuzer mehr an Accidentien, als was er laut Dekret zu fordern, gegeben habe oder habe geben müssen. Weiter dürfe kein Bürger sagen, daß er die „Begräbnisse“ nach seiner „Anstellung“ eingerichtet habe, „es wäre dann gewesen, welches mir aufznehme, daß es einer oder der Andere zu mancher Zeit hätte haben wollen, zu welcher Zeit ich unablässige Kirchendienste oder andere davon herkommende Berrichtungen gehabt hätte, daß es da nicht sein können, daß kann und ist geschehen, aber ohne solches Keinesweges“.

Kantor Hille kommt dann auf den Fall Frau Simon. „Wie ich ersehen muß, daß in dem 4. Punkt Entschlossen, als daß ich mich sogar unterstanden sollte haben auszusprechen jene Worte: Es hätte mir Niemand Richts zu befehlen. O Gottlose, Chrvergessene und unverantwortliche Reden, wenn solche von mir sollten geschehen sein, aber umb so viel schwerer und unverantwortlicher denjenigen, so Solche falscher und Chrabschneiderischer Weiß mich bezüchtigter angeklagt. Es tate den 16. Februar die Frau Michael Krügerin vor die verstorbene Frau Simonin bey mir das Begräbnis solcher weiß bestellen, also daß den 19. Februar solche Frau Simonin solte begraben werden. Nun sage zu ihr, es ist gar gutt, ich bin schon zufrieden, wann sie wollen, belieben sie nur umb 1 Uhr bemelten Tag zu Mittage zu grabe bitten zu lassen, als werde ich schon Kommen und das meinige dabey Berrichten, worauf aber Gemelte Frau Krügerin sagte, es soll und muß umb 2 Uhr sein, so sagte ich ihr aber dagegen, sie Sollten es nur, wann es sein könnte, schon umb 1 Uhr geschehen lassen, Auf folgender Uhrsach: Weilen Sie und ein jedweder Mensch anjezo Sehe und Bielleicht Selbsten Empfinden thäte, die bey Albereit by 3—4 wochen und sonderlich in diesen Tagen Eingefallene Große Kälte, daß also Raum Selbe täge fast ein Groß und erwachsenes Mensch, widrigenfalls es nicht wohl Verwahrter und Bekleideter Sich befunden, wohl nicht lange auf der Gassen und straßen hat tauren können, Nun vielwöigner ein Kindt, etwan von 8. 9 oder 10 Jahren solche Kälte kann aufstehen. Denn eines hat s. v. keine Gutter Schuh, der Ander keinen guten strumby, ein schlechtes Kleidt. Ich wollte es vor meine Perschon gerne thun, wie Sie es haben wolle, alleine eintzig und allein wegen der Schul Kinder lassen sie es schon umb 1 Uhr geschehen, dann noch darzu auch vielmahl die Stadtuhr viel zu langsam geht.“ Worauf dann Frau Krüger es auch dabei bewenden lassen wollte und nach Hause ging. Den dritten Tag darauf kam die Fischerhede (Hedwig) zu Herrn Kantor Hille, als er unter den Löben (Lauben) am

Markt mit Meister Martin Scholz und Hans Kaspar Scholz stand und meldete, daß die „oberwehnte Leiche“ erst am 22. Februar, also Sonntags nach der Vesper, begraben werden sollte und müste. Wann es der Herr Kantor nicht tun wolle, so würde sie zum Herrn Propst gehen und von da ihren Bescheid holen. „Ja“, sagte Hille, wenn es sein soll und muß, so wolle er auch nach der Vesper begraben, aber die Lieder, die sie ihm aufgesetzt, könne und werde er unmöglich singen. Wenn das Begräbnis vor der Vesper stattfinden könne, wolle er alle Lieder nach ihrem Wunsche singen. Als Grund gibt Hille wieder die scharfe Kälte an. Es sei vorgekommen, daß er etliche Male in dieser Periode schon fast ganz allein vor der Leute Tür zum Begräbnis gesungen habe, daß Bürgersleute ihre Kinder ihm an diesen Tagen nicht in die Schule geschickt, also vom Begräbnis entzogen hätten. „Ja sogar mir Kurzlichen passiert, daß wann ich nach der Leiche gehen wollen, Sie ihre Kinder mir vor der Schulthür perfors weg und nach Hause hollen lassen, ob zwar mich darwider sezen wollen, alleine nichts ausgerichtet.“ Daß er nichts gegen seine Obrigkeit, geistliche und weltliche, gesprochen habe, werden die beiden Bürger, die mit ihm unter den „Löben“ standen, bezeugen. „Dann ich ja schon so Vernünftig sein werde, weilen ich weiß, daß ein unvernünftiges Thür seine Obrigkeit erkennen muß, viel und weitmehro ein Vernünftiger Mensch daß thun müsse, seine Obrigkeit zu erkennen, zu gehorsamen und zu respektiren.“ Die Fischerhede hält Kantor Hille „Vor keine Chrliche und Brave Perschon“, will sie von der Obrigkeit auch mit „Arrest“ bestraft wissen. Diese lügenhafte Person ist noch zum Herrn Propst gelaufen und hat da mit puren Unwahrheit berichtet, es müsse die Leiche (die also sechs Tage bereits stand), erst nach der Vesper begraben werden, da noch fremde Leute zum Begräbnis erwartet würden. Es sei aber niemand von den Fremden erschienen; solche hätten auch bis Mittag da sein können und nicht erst nach der Vesper. Die Fischerhede, die bei dem Herrn Propst auch ihren Willen durchgesetzt, „habe einzig und allein gesuchet, ihn nur zu Kränken, Ärgern und ins Verterben zu bringen“.

Der so sibel Verklagte wendet sich nun Punkt 1, 2 und 5 zu. Verlangt wird in der Anklage zunächst, er solle am Palmsonntage die Schulknaben gut informieren, damit sie die Verse mit Anstand rezitieren könnten. Hille behauptet nun, daß die Eltern es nicht wollten, daß ihre Kinder mit derartigen „mir nicht befugten Sachen“ gekränkelt würden. Mit Schmerzen habe Hille also Abstand davon nehmen müssen. Mit weiteren Schmerzen habe er bei seinem Antritt in Schwiebus auch sehen müssen, daß „drei auch vier“ unbefugte Winkelsschulen sich dort befanden, in „welchen zusammen mehr biß die 40 Schulkinder gangen seindt“, indes zu ihm nicht mehr als 4 bis 26 gekommen, „auch nicht mehrer worden, sondern ehender Allezeit weniger“. Wenn man ihm jetzt beschuldigend zurufe: Hätte er seine Jugend besser gelehrt, so gingen nicht so viele in die Winkelsschulen! so sei das falsch. Denn als er 1719 sein Amt antrat, habe er hier die Jugend noch nicht schlecht unter-

richtet gehabt; es durfte also damals kein Kind die Winkelschule besuchen, oder man durfte ihm keinen Vorwurf machen. Das sei aber schon bei seinem Antritt geschehen, „ursach es sich erst durch daß Schulgehen und lernen hätte zeigen müssen. Alß zum Exempel, wenn ich eine Sache nicht sehr gründlich erfahre und probiere, so kann ich ja ohnmöglichen dieselbe weder loben noch Verachten. Also auch mit diesen. Da ich vergewiß bin, daß diejenigen wohlmeinenden, deren ihre Kinder zu mir in die Lehre kommen seindt, auch eine Zeit darbey geblieben, mir nicht was werden ausschenken können noch wollen, sondern mit derjenigen Lehr, waß Sich an ihnen hat thun lassen, gern zu frieden seyn werden. Obwohlen es zwar andere gibt, deren Kinder auch zu mir kommen. Aber wie sind sie kommen! Etliche einen Tag, 2, 3 Wochen nicht mehr. Mancher 1 Woche; 1 Monat und darauf $\frac{1}{4}$ Jahr und länger wieder zu hause behalten und also fort. Auf manchen habe bald einen Juristen machen sollen, da er nicht in der Capacität einmahl, daß Vater-unser zu lernen, oder ein Worth recht zu lesen im stande gewesen. Manchmal war auch eine merkliche Post an Schulgeld angewachsen, aber man hat dem Herrn Kantor statt der schuldigen Bezahlung allerhand Mängel und Fehler vorgerückt, welches vor Gott und der Welt nicht recht sein mag“. Hille beklagt sich dann weiter, daß die Obrigkeit die Winkelschulen noch nicht verboten habe. Zur Profession gebrauche er wenigstens 10 oder 12 Kinder, die auch tauglich und mit guter Stimme begabt wären. Er habe aber Kinder, „wo fast Keiner keine hat“. Wenn ihm die Ordinar-Schule wieder vollkommen übergeben sein wird, so „verobligiret er sich, daß er den vor seiner Zeit gehaltenen läblichen Gebrauch, so lang er lebt, nie unterlassen, sondern bestens fortstellen werde“. „Auch wird anstadt meiner jetzigen Kränkung und scheinbarlich unschuldigen Ruinitur eine tröstliche Lebenslängerung erfolgen, ich werde auch von der Jugend, weilen Sye mir alleine gehorsamen müssen, besser respektiret werden, auch folglich erwachsen wird, waß mir und einem Jeglichen lieb und angenehm sein wird. Wo dies aber nicht geschieht, So sage ein vor Allemahl, daß durch immermehr zunehmung des Herzens Ärgernuß ich auch wohl kürzlichen arme Wittwe, unerzogene Waislein werde durchs zeitliche verlassen müssen.“

Daß er das Quem pastores¹⁾ zur Weihnachtszeit nicht hat singen lassen, berührt Kantor Hille schmerzlich. Gott wird wissen, daß es „wahrhaftig nicht vorsätzlichen geschehen“. Den Grund gibt Hille technisch an. Er sagt: „Es ist mit der Musik so wie mit jeder Profession; es gehören Leute und Zubehör dazu. So kann er einem Diszipul zwar das Fundament im Singen geben, aber die eigne Stimme, die ihm nicht der Natur nach von Gott gegeben und die erstes Ersordernis für einen Discantisten ist, die kann weder er noch ein anderer, solchen Kindern^c geben. Nun müssen zu dem Quem pastores wenigstens 4 Chor und folglich 4 Kinder wenigstens sein,

1) „Den die Hirten lobten sehe.“

die da gutt, Reine und auch hinauf können singen. Jeder Chor muß seinen Vers ganz alleine und Solo verrichten. Ein Anderes ist ein Gesang, wann er durch ein ganzes Chor mit der Orgel oder andern Instrumenten gehalten wird. Er kann nicht so genau von Einem, wan er etwa falsch singt oder unterziehet, observert werden, wie beim Sologesang." — Wie ist es dem armen Kantor Hille das „lebt verwochene anderte Jahr“ bei dem Quem pastores ergangen? „Als ich Sie kaum den andern Vers ansangen lassen, blieben 2 Chor gezwungen Still sitzen, gäckte kaum einer. Ursach: Sie nicht mehr hinauf konnten, als es erforderl wurde. Der angefangene ordinäre Thon war auch nicht mehr zu Ändern, sondern mußte also sofort alle 4 Chor Tutti zusammen singen lassen, und prostituirlich daß finis ergreifen. Wo dann darbey die Zuhörer, die mehristen sich eingebildet, dazu gelachet, als ob ich Schuldt dran wäre, da dann aber wahrhaftig ich wie vorgemeldet gewiß nicht Schuldt, sondern die Kinder, da ich ihnen die Stimme in die Natur nicht mit kan Geben, wan Sy sie nicht schon haben.“ Hille teilt dann leidvoll weiter mit, daß er vorige Weihnachten nur den Distantisten Ignaz hätte dazu gebrauchen können, und er fragt besorgnissvoll: „Wo blieben die andern?“ Es hätte nun dagegen gesagt werden können: Warum nimmst du denn nicht deinen eigenen Buben? „Ja, so wönig, wie andere in der Stimme dazu tauglich waren, also war auch dieser nicht. Ich wollte ihm vor allen andern schon zwingen, wenn es sich thun ließe. Alleine dieses läßt sich nicht zwingen. Es ist anjezo gewiß wahr, daß fast kein Bube eine gute Stimme mehr zum singen hat.“ Hille wünscht, daß ihm die Kinder aus den Winkel-schulen zugeteilt würden, dann müsse es besser werden.

Man hat dem Kantor nun den Vorwurf gemacht, daß er den Weisungen bei Schulrevisionen gar nicht nachgekommen wäre. Er belehrt uns aber folgendermaßen: Obwohl bei der zuletzt abgehaltenen Schulvisitation Ihr Hochwürden den sämtlichen Anwesenden „Zedwedem“ Papier und Dinte lassen vorlegen, um die bei der Revision sich ergebenden Fehler der Schulkinder „vom größten bis zum Kleinsten“ aufzuzeichnen, und obwohl „ein jedweder aparte ein jedes Kindt vor sich genommen, Selbes in Allen, sowohl in Lesen, Schreiben, Rechnen, Beten und Singen probiret, was eines jeden seine kräfte, kindliches Alter und Verstandt zugelassen“, so habe doch keiner einen „Hauptfehler“ entdeckt, ja es sei bei Ihr Hochwürden keine „Einhige Zeidl“¹⁾ abgegeben worden. Auch bei der Kirchenvisitation hätten weder „Luthrische“ noch „Katholische“ etwas gefunden.

Nun habe zwar Herr Propst am 29. Februar im Beisein des Herrn Bürgermeisters in seinem Zimmer dem Kantor mündlich vorgetragen, daß ihm bei der letzten Visitation angedeutet worden sei, künftig einen andern Custos als seinen eigenen Buben zum „Aufmerken“ zu erwählen, ferner den Kindern die Schreibfehler auszusezen und zu corrigen, drittens: Vormittag

1) = Beschwerdezeitel.

und Nachmittag sie dreimal aussagen lassen und 4. sie auf dem Nachhause-
wege aus der Schule zu begleiten „bis an den Schranken“, und daß er
dies bis jetzt nicht erfüllt habe. Er müsse aber dazu folgendes bezeugen:
1. Seinen Buben habe er seit der letzten Visitation überhaupt nicht mehr
zum Gustos bestellt, und keins von seinen Schulkindern wird sagen können,
daß es „wegen seiner wäre gestraft worden“. Ja, Hille hat sogar andere
über ihn bestellt, anzuladen, wenn er etwas praktiziert, dann „straffe ihm
auch Schon und Toppelter“ als die andern. Im übrigen soll er sich vollends
gar absentieren, ganz allein halten, um außer Schuld zu bleiben. Doch muß
der Vater sich seiner auch annehmen. „Es hat sich, wie mir wissen, ein
gewisser Bürger unterstanden, bey der Obrigkeit zu melden, es müssen Seine
Kinder meine buben in der Schule unterschiedene Mahle brodt geben, nur
daß er sie nicht verriete; dieses leucht (lügt) er mit seinen bosn Kindern als
Chrloses Volk. Dann Gottlob! — es meinen buben an brodt gewiß noch
nicht Gemangelt, wodann dessen Kinder sich des Vaters Tisch entbehn,
darbey hunger und noth leiden müssen, folglich wo dann er mich durch Solche
Lügen mißgünstiger Weiß nur auch noch darzu gebacht mehrer in fam zu
bringen, Alleine es könnte die wahrheit mit der Gerechtigkeit Endlich wohl
auch noch daß Praevenir spielen und nicht unvergolten bleiben.“

„Nun wegen Corrigier und Aufsetzung der Schreibfehler beantwortete
gleichfalls, daß ich Ja dieses, soviel es jederzeit nöthig gewesen, auch Aller-
dings gethan und nicht alleine vorhin, sondern auch anjezo leßlich, da es in
eines Jädweden Kindes Schreibebuche wohl noch zu ersehen sein wird. Unndt
sollten ja zwar nicht alle Worte etwann Schriftlicher aufgesetzter Geschehen
sein, so ist es aß der in Schreibebüchern obig vorgeschriebenen Vorschrift
oder Briefe und Blätel-Vorschrift (Blattvorschrift) Gewiß und wahrhaftig
denen Kindern wohl mündlich Allezeit von mir corrigiret, gezeigt und ver-
wiesen worden, dann wann jedwedes wort schriftlich Sollte allezeit unter-
zeichnet werden, wäre unmöglich und brauchte es keine Vorschrift, mithin
muß Ja auch ein Jäglicher Schulmaister, der etwas versteh und gelernet hat,
ein solches zu thun undt nicht unterlassen, welches ich meinestheils nach
nöthiger erforderung gethan, auch noch thun werde.“

Hille wendet sich nun dem dreimaligen Aussagen vor- und nach-
mittags zu. Bei seiner Ankunft in Schwiebus habe ihm der „Gottselige
Herr Organist Simon“, der, als das Kantorat vakant war, Schule gehalten,
und mehrere Bürger ausdrücklich gesagt, daß vor- wie nachmittag nur zwei-
mal aufgesagt werden solle. „Auch bei denen Andern vorigen Kantores nicht
mehr geschehen und begeht worden. So kan ich ja auf ein solches unb
meinen Nachkommenden die Gerechtigkeit zu vergeben auch nicht bälđigst
thun, dann wann ich gleich dagegen auch würde sagen, es Solte mir auch
mehr an Schulgeldt als meine Vorfahrer gehabt haben, außgeworfen
und in meine Bestallung eingefetzt werden, So Zweifle Ganz gewiß, daß
es nicht geschehen, auch die Bürgerschaft es keinesweges thun würde. Also,

da eine Jedwede profession gern bei Ihrer Gerechtigkeit wiel bleiben und geschützt werden, so hoffe wohl, daß auch mir ein solches, da ich's nicht gefunden, nicht zugemessen wird werden." —

Kantor Hille soll ferner den Kindern das Geleit bis an den Kirchhof planken geben. Er gesteht zu, daß er es nicht täglich getan, doch habe er den größten Schulbuben bestellt, der statt seiner darauf gesehen, daß die Buben und Mägdlein „züchtig und ehrbar“ nach Hause gehen. Manchmal konnte er die Kinder nicht begleiten, da „just ein Mensch waß zu bestellen“ bei ihm war, oder er hielt sich in der Kirche auf und war dort „und in andern der gleichen occubationen beschäftigt“. Doch weiß er gewiß, daß es „am mehrsten“ von ihm geschehen ist. Er geht nicht gern bis ans Tor mit, denn die Kinder, die bei dem jetzigen Organisten instruiert werden sollen, haben, wie er es mit eigenen Augen gesehen, durch das Fenster gegen ihn und seine Schulkinder „Spöttische Finger gewöhnet“, höhnisches Gelächter angestimmt. Ja er hat ferner vernommen, „daß Solche seine (des Organisten) Pürschel Schimpflich mehr und mehr seinen zu haushgehenden Knaben oder Schulkindern Vermessentlich zugeschryen: Da kommt der Schöne Kantor mit seinen Bierdthalben Schulkindern, als drittehalbe Jungen und 1 Mädel! Er treibt Sie nun just Vor ihm her wie die Kälber. Geschwellige Andere Leichtfertige unzulässige Wortte mehr, welche von ihnen Geschehen, die ich in meiner lehftfolgenden Klage erst mit mehrern ervehnern werde. Ist dieses nun vor Allerwelt recht und soll ich auf Solche weiß nun vollends lehlich vor einen Kälbertreiber, gleich ein Ander Fleischer Junge oder Hütten von Solchen Gottlosen Kindern ästimirt werden und folglich mit ihnen gehen, wann ich dieses Hören soll? Auf Keine weise nicht! Sondern viel es lassen darauf ankommen, Hingegen aber wiel und werde gerne Allezeit mit Ihnen Gehen, wan es sich anderster aller Gerechtigkeit gemäß wieder hervor thun würdt“.

Das ist die Verteidigung Jakob Hilles auf die Punkte der Anklage. Er fügt zum Schlusse hinzu: „Sollte es aber noch zur Genüge Klärer und audendischer begehrt werden, bin bereit und erbötig.“ Aber Hochwürden und die weltliche Obrigkeit, der Magistrat, sollten sich nicht etwa einbilden, nachdem sie die Schale des Mißfallens der Bürgerschaft über den armen Kantor ausgeschüttet hatten, daß seine Natur „noch länger verstaunt“ geblieben, seine Junge noch länger zu schwach gewesen sei. Nein, nun legt er erst los und schüttet sein Herz an Klagen und Beschwerden gegen die Stadt aus. Er sagt: Anbei will ich nun auch, wie ich mir oben ausgebeten, zugleich hieran zufügen, was meine Einwendungen anbelangen und was länger auf mir zu behalten ich nicht mächtig bin, andertens da mir auch nicht, und zwar von Anfang an bis dato, zukommen ist, was mir zukommen hat sollen.

Von den Lutherischen behauptet Hille, sie seien ihm hinterwärtig, neidisch und feindselig. Es seien ihm vom Breslauer Amte verschiedene Sterbelieder bei Begräbnissen zu singen verboten worden. Weigere er sich nun bei einer

Lutherischen Beerdigung, diese Lieder zu singen, so schiebe man diese Weigerung nur ihm in die Schuhe. Betreffs der Schulgebete könne er sowohl katholische wie lutherische. Der Herr Propst habe ihm neben dem „Vaterunser“ das Ave Maria, Salve Regina etc. anbefohlen zu tun. „Muß und thue es auch bis dato.“ Seine Schule sei leider durch die Winkelschulen von Tag zu Tag verkleinert worden.

Daz er keine Erkenntlichkeit gegen Obrigkeit und Gemeinde zeige, so daß sich Magistrat genötigt seien müsse, das Seinige im Gehalt zurückzuhalten, sei unbegründet und ungerecht. Als er anzug, 1719, kam das teure Jahr; es dauerte bis 1720, da habe er weder Geld noch Pachtmehl erhalten, ob er bat oder forderte. Der Scheffel kam bis auf 6 Taler. Als Hille dem Einnehmer Künzel mit weinenden Augen vorstellte, daß er ihm „alß einen Neuen Anfänger daß seinige, Sonderlich daß liebe Brot doch nicht vorenthalten solle“, hieß es: „Es sind keine Zettel mehr aufzuschreiben übrig, er müßte sich Gedulden. Erst zur Erntezeit 1720, als das Viertel Korn wiederumb 1 Thaler 14 sgr. gegolten“, bekam er den Gehaltszettel, „wo dann wir also gezwungener solches unterwährender theurenzeit das Viertel umb 1 Thlr. 15 sgr. kaufen und bezahlen müssen, war auch fast kaum mehr zu bekommen“. Das Kloster Paradies half Hille in dieser Not und ließ ihm etliche Scheffel Mehl ab, wozu er sich das Geld mühsam leihen mußte. „Hieße es damahls schon: Ein Arbeiter ist seines Lohnes wert? Gewiß nicht, ist aber dagegen eine himmelschreiende Sünde, wan einen daß seinige verdiente Lohn ohne ursach zurückgehalten wird.“ Den erlittenen Schaden gibt der Kantor auf 15 Taler an. Mit dem Pachtmehl war es ebenso traurig. Den Anweiszettel erhält er oft 20 Wochen zu spät. Geht er dann zum Müller, so bekommt er „vielmahl anstadt des Mehles die Gröbstnen Reden von ihm zurück und legittimiren sich, Sie müssen diesen und diesen Herrn erst zuvor Mehl geben, die gingen weit vor“. Neun Jahr lang hat er sein Gehalt nie zu rechter Zeit bekommen und immer abschlagsweise, „bisweilen etwan einen Reichsthaler, halben Thaler, ja gar wohl 4 oder 5 sgr. auf einmahl“. Wenn Hille Geld zur rechten Zeit bekäme, so könnte er mit bar bei Handwerksleuten und andern „ehender abhandeln“, „alß wan er ohne Geldt Anweisung geben muß“. So ist der Schaden und Abgang ihm dadurch zugewachsen. Eine weitere schwierige Angelegenheit ist das Deputat-holz. „Anlangent auch an Deputat-Holz, so sind mir zwar Jährlich 6 klafftern aufgesetzet richtig zu bekommen. Nun anstadt solcher 6 klafftern holz habe Jährlichen von 18 fuder auf der Stadtheyde und zwar durch die Salkauer Bauer“ (die Salkauer Bauern mußten der Stadt Hand- und Spanndienste leisten) „bis anjezo 9 fuder oder 3 klafftern Endt quartal Reminiscente restirende bekommen“, grün und ganz naß im Winter abgehauen, ferner vielmal bei bösem Wege und im Winter zugeführt und herzlich wenig auf einem Fuder, „da solche Bauern schlechten Zug haben, folglich sehr wönig können aufladen und hereinbringen“. Das Schlimmste aber war — und

Hille hat es mit eigenen Augen gesehen —, daß, als die Bauern durch Salkau mit Holz durchfuhren, einer „erst vor seiner Thüre davon noch abgeladet“. Aus drei Juden könne man kaum eine halbe rechte Klafter machen, das Holz muß hinter dem Ofen erst abgetrocknet werden, wenn es brennen soll u. a. Andere in der Stadt bekommen statt des Holzes Geld aus der Kämmereikasse, 1 Taler pro Klafter, und „ist zu verwundern, warum dem einen solches Geschiehet und nicht dem Andern“.

Hilles Wohnzimmer ist ganz erbärmlich ausgestattet; einen Tisch, Schemel oder „Bänkel“ hätte ihm der Magistrat doch machen lassen können, aber nichts von alledem. Er hat sich sogar den Viehstall für zwei Kühe selber bauen müssen, kostete über 5 Reichstaler „Pares Geldt“. Das hätte doch in einer Stadtschule „Einem Schul- und kirchbediensteten“ gegenüber nicht vorkommen dürfen.

Mit „Schmerzensvollen Augen und herzten“ muß der Kantor sehen, wie man dem Organisten, Johannes Krahl aus Frankenstein in Schlesien, der erst 35 Wochen hier seines Amtes gewaltet hat, alle Kunst zuwendet. Er hat noch nicht einmal sein Dekret, während Hille neun Jahre hier bereits gewirkt. Freilich habe er nicht „studiert“, aber ihm sei doch mit Vertrauen die Ordinarischule übergeben worden. Und wenn er 50 und mehr Kinder zu unterrichten habe, so „getraut er sich schone Selbsten Alleine ohne einen Praeceptor zu verwalten und abzuwarten“. In dieser miserablen Zeit könnte auch jeder mit der „Kanterischen“ Schule zufrieden sein, große Ansprüche an diese brauche keiner zu machen. Auch wird „der Gutte jetzige erstere Herr Organist, der Solche Neben mir einführen soll und will, Gewiß nicht was besonders dabei prosperiren. Denn wenn die meisten Bürger nur könnten ihre Kinder anjezo wönigstens in einem Buche recht lesen und schreiben lernen lassen, wäre schon mancher zufrieden. Aber es können solches viele nicht mehr erschwingen und ihre Kinder so lange entböhren, wenn sie gleich gerne wolten, geschweige erst lateinisch zu lernen und studiren zu lassen. Wenn gemelter Herr Organist gleich jetzt vermeinen thut, an seinen jetzt habenden latheinisch lernenden discipuln, welche die mehristen (meisten) schon 3. 4. 5 winkel oder andere Schulen aussstudirt und gelernt haben, welches die rechten Schulgänger zu Nennen sein, viel zu erhaschen und Chr einzulegen, er gedulde sich nur, vielleicht wird er an unterschiedenen gleich wie ich und noch wöniger nur nicht einmal mit Dank bezahlt werden“. — Aber der Organist hat auch viele A B C-Kinder an sich gezogen, „als man ich auch nicht einmal solche mehr Cababel wäre zu informiren“. Diese Abtrünnigen schmähen seine wenigen Schüler, sagen: „Was geht ihr dann erst mehr zum Kantor in die Schule? Er kan ja nichts, er soll — (hier folgt eine nicht wiederzugebende Redensart) — er, der Kantor soll und wird ihm Gewiß nichts thun und alsofort.“ An seinem eigenen Buben wollten sie „Pohlschlagen und andere leichtfertigkeiten“ verüben, ja die „Organisten Schull Bürschel“ haben dem Kantor, als er mit einer gewissen Leiche vom

Kreuztore beim „huttmacher“ vorbeiging, vom Eise her nachgesungen und geschrieen: „Ey, wie Schöne klingt daß, wie Schöne kan der Kantor mit seinen Bielen kindern Singen.“ Er selbst aber habe viele von ihnen mit dem „A B C“ aus dem Rote gezogen. Ist das nun der Dank für seine Mühe? Er hat „nur 1 Gröschel oder 2 die Woche“ bekommen, jetzt, wo die Schüler „schön raus“ sind, hat der Organist nur die halbe Arbeit und bekommt die Woche 1 Silbergroschen. „Wenn also solche hernachher dem Organiste Zu seinem Nutzen zugewiesen werden sollen, da wäre ich ein Präfer man, und folglich deß Organisten sein hofdiener werth zu Nennen.“ Wenn er Kinder einmal strafen müßte, würden sie die Eltern mit Lügen beeinflussen, so daß diese sie von ihm wegnehmen und dem Organisten zuweisen könnten. Alles, alles könnte vermieden werden durch Aufhebung der Winkelschulen. Übrigens behalte er sich sein Beschwerderecht bei Einem hochwürdigen General-Vikariat Amt in Breslau vor. — Es ist dazu jedoch nicht gekommen. Bürgermeister Wenzel Langer und die Ratsherren Brüfer, Grünweber und Jakob Rudolf sc. mögen viele Stunden studiert haben, ehe sie mit den zwölf Bogen Verteidigung fertig geworden sind. Da Hille im übrigen versprochen hatte, alles abzustellen, wodurch er bisher gefehlt haben könnte, so gaben sie ihm auf, sich mündlich zu der am 12. April 1728 abgeschlossenen Verteidigungsschrift zu äußern. Dies tat er am 23. Juni. Das Protokoll ist noch vorhanden; die fünf Anklagepunkte sind präzisiert, die Antwort darauf ist kurz und knapp. Hille verweist darauf, daß die schriftliche „Exculpation ein mehreres besage“.

Johann Jakob Hille hat — wir hoffen — friedlich weiter amtiert. Er starb 1746. Seine Witwe ließ ein volles Jahr den Kantordienst besorgen und zog die Einkünfte an sich. Sie hatte ein Recht dazu, denn nach einer Eingabe vom 10. Juni 1747 stand den Witwen der Kirchenbeamten eine einjährige Gnadenzeit offen. Nach Ablauf derselben wählte der Magistrat mit Bewilligung des Propstes Franz Konrad den Kantor Wilhelm Balthasar Adolph aus Guhrau.

Vermischtes.

Über das Auswendiglernen von Bibelsprüchen und Niedern in der Volksschule urteilt der verstorbene Nationalökonom Dr. Rascher: „Die Schulmänner, welche das Auswendiglernen von Bibelsprüchen in der Schule so sehr beschränken wollen, müssen nicht erfahren haben, welch unaussprechliche und unerschöpfliche Erquickung solche Gedächtnisschäze in kummervoll durchwachten Nächten gewähren können.“ — Der Historiker Heinrich v. Treitschke sagt: „Da Diesterweg überall darauf ausging, seine Jöglinge selbst die Wahrheit finden zu lassen, so hielt er es für eine geiflose Abrichtung, wenn sie nach dem alten Schulgebrauch gezwungen wurden, halbverstandene Bibelverse und

Gesangbuchslieder auswendig zu lernen; und auch die kirchenfeindliche Presse wählte sehr klug zu handeln, wenn sie beständig gegen das „öde Memorieren“ eiferte. Dieser weltliche Wissensdünkel vergaß ganz, daß religiöse Wahrheiten auch von dem reisen Manne nur geahnt und erst, sobald er sie an sich selbst gelernt hat, wirklich ergriffen werden; desgleichen, daß die erhabenen Sprüche biblischer Weisheit, einmal aufgenommen, in dem empfänglichen Gedächtnis in der Stille mit dem Menschen fortleben, um dann plötzlich in den Versuchungen und Unglücksfällen des Lebens eine tröstende, erhebende Kraft zu zeigen.“ — In seinem Tagebuche erzählt Erzherzog Maximilian von Österreich, der als Kaiser von Mexiko ein so trauriges Ende nahm, folgendes: „Heute starb an Bord ein Matrose. Er fühlte den Tod nahen, war voll Angst und bat, daß doch jemand mit ihm bete. Der Arzt fragte bei den Offizieren und Mannschaften an; alle lehnten es ab. Keiner war imstande, mit einer Seele, die in die Ewigkeit hinüberzugehen im Begriffe war, zu beten! Da ging ich selber zu dem Sterbenden. Aber auch ich vermochte nicht zu beten, brachte nur verworrene Worte hervor, deren ich mich schämte.“ „Wenn unter jener Schiffsmannschaft“, sagt ein Blatt, „nur ein Protestant gewesen wäre, der über etwas ‚Memorierstoff‘ zu verfügen gehabt hätte, dann wäre ihr die schmachvolle Verlegenheit, einen Sterbenden nicht trösten zu können, erspart geblieben. Es würden dann Sprüche wie: ‚Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid‘, ‚Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab‘, oder Liederverse wie: ‚Wann ich einmal soll scheiden‘ nicht nur den Sterbenden, sondern die ganze Gesellschaft erquickt haben.“ — Im Kriege 1870, so erzählt Feldprediger Kadelbach, lag in Frankreich ein Schlesier, dem die Kugeln durch die Brust gegangen und zwei Rippen und die Lunge durchbohrt hatten. Als der Geistliche den Schwerverwundeten zum erstenmal besuchte, ergriff dieser mit Freuden seine Hand und dankte Gott, daß er ihn nicht ohne geistlichen Trost sterben lasse. Als nach sechs Wochen sein Todesstag eintrat, fragte ihn der Seelsorger, ob er noch etwas für ihn an die Seinen bestellen könne. Mit mühsam leuchender Stimme antwortete der Sterbende: „Meinen — letzten — Gruß — meiner Frau — und meinen — Kindern! — Gottes — Segen — über sie! — Schreiben — Sie — an den — Pastor — er — soll — zum Gedächtnis — in der — Kirche — singen — lassen: ‚Jesus — deine — tiefen — Wunden, deine Qual — dein — bitterer Tod.‘“ Da brach die Stimme; auf und ab hob sich die Brust, und seine Seele war heimgegangen.

Präsident Roosevelt über den Einfluß der deutschen Bildung. Daz die Führer des amerikanischen Volkes die Vorzüge einer gründlichen deutschen Bildung immer mehr zu schätzen wissen, davon hat erst kürzlich wieder Präsident Roosevelt in einer Rede an die Studenten des Clark College in Worcester, Mass., ein schönes Zeugnis abgelegt. Er sagte in seiner Rede unter anderm folgendes: „Der wunderbare Aufschwung Deutschlands sowohl auf industriellem und kommerziellem Gebiete als auch in allen Künsten und

Wissenschaften ist dem Umstände zuzuschreiben, daß die Deutschen in ihrem geistigen Leben eine ernste Disziplin haben, daß sie hohen Idealen nachstreben und es verstanden haben, diese Ideale in das praktische Leben zu übertragen. Ich hege die Überzeugung, daß in unserm Lande, wo wir die Abkömmlinge vieler Völker mit verschiedenen Sprachen zu einem einheitlichen Volke verschmelzen, eine unserer wichtigsten Bestrebungen sein sollte, das Beste in uns aufzunehmen und für uns nutzbringend zu verwerten, was diese Völker uns zu geben imstande sind. Jedes Kulturvolk, das Teile seiner Bevölkerung zu uns entsendet, kann uns etwas lehren, was für uns von Wert ist; es wäre für unser gesamtes Volksleben erfreulich, wenn wir in unserer nationalen Entwicklung die großen Verdienste, die sich Denker und Dichter, Forscher und andere hervorragende patriotische Männer um unser Land und um die gesamte Menschheit erworben haben, in ähnlicher enthuasiastischer Weise zu schätzen wüssten wie Deutschland die nationalen Verdienste seiner hervorragenden Männer. Von Deutschland haben wir viel Gutes erhalten. Aus ihm entstammt eins unserer besten und stärksten Bevölkerungselemente. Auf unser Erziehungswesen und geistiges Leben, auf die Ausbildung unserer studierenden Jugend hat es einen größeren Einfluß ausgeübt als irgend ein anderes Land. Unter dem Bielen, was wir von Deutschland lernen, sollte in erster Linie das deutsche ideale Streben sein, welches beständig bemüht ist, die Lebensarbeit seiner großen Männer zum geistigen Gut der gesamten Nation zu machen. Ich wünschte, daß wir unter uns den gleichen nationalen Geist entwickelten, der ideales Streben auch auf die praktischen Ziele der Nation übertragen hat, der das vollkomme:ste Heerwesen entwickelt hat, welches die Welt noch bisher gesehen, und der dem Lande seinen gewaltigen industriellen Aufschwung gegeben hat."

Sur englishen Orthographie. In einem Artikel über "Simplified Spelling, French and English", schreibt der *New York Independent* in der Nummer vom 25. Mai 1905: "What are called the 'twelve words' which have been suggested as an entering wedge in the way of simplified spelling are: *program, tho, altho, thoro, thorofare, thru, thruout, catalog, decalog, prolog, demagog, and pedagog*. Of these, however, *thru* and *thruout* are not so much simplified spellings as they are phonetic spellings, and the inclusion of them in the list instead of the spelling *thro* was doubtless intended to suggest that the ultimate object to be sought is complete phonetic reform." Über die Aussprache englischer Wörter sagt der Artikel: "In English we must have formal introductions to unfamiliar words. You cannot tell what to call a word by its looks with any greater certainty than you can tell what to call a man by his looks."

A Story of President Roosevelt. Mr. Bernard Cornell, of Homewood, Ill., sends the following little story of President Roosevelt's school days: While Roosevelt was at school it came his turn

to "speak a piece." He was one of the best declaimers in the school. His elocution was greatly admired by the scholars, and it was equally a source of satisfaction to his teacher. On this particular Friday afternoon a number of the town people had come in to witness the exercises, and everybody was expected to do his best. Young Roosevelt had selected for his declamation, and carefully committed to memory, the well-known poem, "Marco Bozarris." He went to the platform, made a stately bow, and commenced:

"At midnight in his guarded tent
The Turk was dreaming of the hour
When Greece her knee —"

and there he stuck. He had forgotten the lines. But he started again at the beginning:

"At midnight in his guarded tent
The Turk was dreaming of the hour
When Greece her knee —"

but he could get no further. He coughed, wiped his lips with his handkerchief, and blushed painfully.

"When Greece her knee —"

he repeated, and again in despair,

"When Greece her knee —"

but it was hopeless, and he looked over toward his teacher for sympathy. "Grease her knee again, Theodore," suggested the teacher, with a wink, "and maybe she'll go." At that the whole school burst into laughter, and the future President of the United States fled mortified from the stage.—*Wisconsin Journal of Education.*

Schulhausweihe.

Am Sonntag Kantate weihte die St. Johannis-Gemeinde zu St. Louis, Mo., ihre neue zweistödige Schule (40×64 Fuß) dem Dienste Gottes. Festprediger waren Präses J. Bernthal und die Pastoren Herm. Bartels jun. (engl.) und Herm. Bartels sen.

Altes und Neues.

Inland.

Wo bleiben die Gemeindeschulen? Auf der letzten Versammlung der Synode von Pennsylvania wurde beschlossen, das Diaconissenhaus in Philadelphia zu erüben, eine Schule zur Ausbildung von Lehrerinnen, die einen christlichen Kindergarten leiten können, zu eröffnen. Der Plan ist in den letzten Jahren im Kreise dieser Synode oft und viel erörtert worden und findet auch bei manchen Pastoren großen

Anlang. Wir können aber doch nicht umhin, zu fragen: Wo bleiben die Gemeindeschulen? Ein christlicher Kindergarten oder eine christliche Kleinkinderschule ist ohne Zweifel eine segensreiche Einrichtung. Aber wir dürfen nicht meinen, daß mit die Frage der christlichen Erziehung gelöst zu haben. Wir brauchen mehr als christliche Kindergärten, wir brauchen christliche Gemeindeschulen. Kinder christlicher Eltern sollten in einer christlichen Schule, wo Gottes Wort die Herrschaft führt, erzogen werden.

Dem unchristlichen Einfluß religiöser höherer Schulen auf die Studenten entgegenzuarbeiten, haben die Methodisten von Illinois, wie die *Lutheran World* berichtet, beschlossen, ganz in der Nähe der Staatsuniversität von Illinois zu Urbana ein College zu eröffnen. Dieses College soll den vielen Studenten aus den Gemeinden der Methodisten, die an der Universität studieren, ein christliches Heim bieten; sein Direktor soll gleichsam der Pastor der Studenten sein, der mit ihnen auch tägliche Andachten hält. Daneben sollen die Studenten Unterricht in religiösen Fächern erhalten und auf diese Weise ihrer Kirche erhalten werden. Das ist gewiß ein ländliches Unternehmen. Besser freilich ist es, wenn die Kinder christlicher Eltern von klein auf in einer christlichen Schule erzogen werden und, falls sie studieren wollen, christliche Colleges besuchen. Sie werden dann fest gegründet sein in dem Glauben und gerüstet, den Kampf mit der Versuchung zum Unglauben mit Gottes Hilfe leichter zu bestehen.

Prügelstrafe in New Yorker Schulen. Ein New Yorker Richter hat jüngst die Entscheidung abgegeben, daß die Lehrer in den Volksschulen in Zukunft körperliche Züchtigung zu vollstreken berechtigt sind, wenn von dem Gerichtshofe Schulkinder ihrer Vormundschaft überwiesen werden. Es waren zwei Knaben vorgeführt worden, der eine wegen Schulschwänzen und der andere wegen Stehlens eines Rings. Beide bekannten sich schuldig, und ihre Eltern baten den Richter dringend, sie nicht in eine Besserungsanstalt zu schicken, worauf er die obige Entscheidung gab. Der Präsident des Schulrates erklärte, daß dieselbe mit den Verordnungen für die Leitung der öffentlichen Schulen im Widerspruch stände; er glaube daher nicht, daß auch mit der Erlaubnis des Gerichtshofes eine Verlezung dieser Verordnungen stattfinden dürfte.

(Wochtbl.)

A u s l a n d .

Über die Zunahme der Straftaten unter der Jugend berichtet der „Reichsbote“ folgendes: „Im Jahre 1883 wurden in Deutschland wegen Verbrechen und Vergehen gegen Reichsgesetze überhaupt 329,968 Personen, darunter 30,719 Jugendliche, im Jahre 1900, also 17 Jahre später, überhaupt 469,819 Personen, darunter 48,657 Jugendliche, verurteilt. Die Zahl der verurteilten Jugendlichen nahm also in diesen 17 Jahren um 58.4 Prozent zu, die Zahl der Erwachsenen nur um 40.7 Prozent. Und von den 48,657 Jugendlichen waren 9011 vorbestraft, trotzdem naturgemäß bei ihnen Vorstrafen seltener sind! Von 1894 bis 1898 wurden 45,510 Kinder im Alter von 12 bis 14 Jahren, durchschnittlich also im Jahre 9102, verurteilt, darunter 4899 wegen schweren Diebstahls, 3290 wegen Sachbeschädigung, 2441 wegen gefährlicher Körperverletzung, 1889 wegen Hohlerei etc. Aus alledem erweist sich, daß die absoluten Zahlen der verurteilten Jugendlichen in weit höherem Maße als bei Erwachsenen steigen, daß die Zahl der Rückfälligen außerordentlich groß ist.“

Rußland. Eine allgemeine Versammlung von Vertretern der höheren Schulen in ganz Rußland, die in Moskau abgehalten wurde, nahm eine Reihe verschiedener Resolutionen an, in denen nicht nur eine Reform des ganzen Schulsystems des Reichs, einschließlich der Befreiung der Schulen und Universitäten von der Regie-

rungskontrolle, gefordert, sondern auch eine Erklärung für eine konstitutionelle Regierung abgegeben wird.

Die Gefahr der nassen Füße ist allbekannt. Unter nassen Füßen, richtiger nassem Schuhzeug, leiden am stärksten die Schulkinder. Auf dem Wege zur Schule erläutern sich die Kinder höchst selten. Wenn sie aber in der Schule stundenlang mit durchnähten Schuhen an den Füßen sitzen müssen, dann sind Erkältungen allerdings schwer vermeidlich, insbesondere bei blutarmen, schlechtgenährten Kindern. In Holland hat man nun hier einen Ausweg gefunden. In Amsterdam hat sich nämlich ein Komitee gebildet, das es sich zur Aufgabe gemacht hat, bei nassem Wetter dafür zu sorgen, daß die Schulkinder trockene, warme Füße haben. Es will deshalb in allen Volksschulen eine größere Anzahl Pantoffeln für die Kinder, die nasse Füße zur Schule mitgebracht haben, bereit halten. Die Pantoffeln müssen natürlich immer in der Schule bleiben. Das Komitee hat seine Tätigkeit vor zwei Jahren begonnen. Im ganzen wurden im ersten Jahre 237, im zweiten 958 Paar Pantoffeln angelauft. Außerdem schenkte eine wohltätige Dame dem Komitee für seine Zwecke 319 Paar. In fast allen öffentlichen Schulen und auch in einigen Privatschulen sind die Pantoffeln im Gebrauch.

Korrespondenz-Ede.

L. G. in F. Die Worte „und ihm dienen“ in der Auslegung des zweiten Artikels sind ohne Zweifel in Zusammenhang zu bringen mit dem ganzen Grundgedanken des Artikels, den Luther mit den Worten angibt: „sei mein Herr“. Das Verhältnis des Erlösten zu Christo wird durch die Worte ausgedrückt: „Auf daß ich sein eigen sei.“ Dasselbe Verhältnis schwelt gewiß Luther vor bei dem Wort „dienen“, welches hier eigentlich nicht in seiner allgemeinen Bedeutung, sondern vielmehr zunächst in seiner Spezialbedeutung, die es nach seiner etymologischen Ableitung hat, zu nehmen ist.

Das Wort „dienen“ ist nämlich eine Zusammenziehung von „degenen“ und stammt von dem Wort degen, angelsächsisch thegen, das uns noch heute in der Verbindung „ein wackerer Degen“ geläufig ist. Eigentlich war der „Degen“ nur ein „Erzeugter“, ein „Sohn“, wie das ihm lautlich entsprechende griechische teknon, das Kind. Später kam zum „Sohn“ der Begriff „Mann“, und schließlich der des „Gefolgsmannes“, der da im Dienst eines „Edlen“ steht. Das Wort degenen hieß demnach so viel wie „Gefolgshaft leisten“, „Dienste tun“, „im Heer eines Führers dienen“.

Dieser Begriff ist es denn auch, der ohne Zweifel unserm Vater Luther bei der unübertrefflichen Erklärung des zweiten Artikels vorschwebt hat. Christus, „der Herr“, der König, hat in seinem Reich nicht nur Untertanen, sondern seine Untertanen sind zugleich auch solche Leute, die ihm, „dem Herzoge unserer Seligkeit“, „Gefolgshaft leisten“; nicht seine Knechte, sondern seine ihm ergebenen, für ihn streitenden und kämpfenden, auf Tod und Leben verbündeten „Degenen“. Sie sind nicht nur nach Christo genannt, sie tragen nicht nur seine Livree und Uniform, sondern sie sind seine treuergesegneten „Mannen“. Das ganze Luther vorschwebende Verhältnis zwischen Christo und den Erlösten kommt in dem Liede zum Ausdruck: „Mir nach! spricht Christus, unser Held.“ Auch in der Zeile: „Ein böser Knecht, der still darf stehen“ sc. hat das Wort „Knecht“, englisch knight, die Bedeutung von „Gefolgsmann“.

L.

e
r
e
t
s
n
h
r
b
e
r
.
.
.
.
.
.
.
n
=
s
h
t
n
=
d
c
n
s
=
p
s
r
x
=
l
n
d
e
l
t
n

Lehrbuch der deutschen Sprache

für
höhere Schulen

von
August Crull,
Professor am Concordia College zu Fort Wayne, Ind.

Sweite, umgearbeitete Auflage.

Preis: Halbfanzband 85 Ets.

Regeln

für die
deutsche Rechtschreibung
nebst
Wörterverzeichnis.

Nach der „Neuen Bearbeitung“ des amtlichen Regelbuchs
vom Jahre 1901.

Preis: 20 Ets. portofrei.

CONCORDIA PUBLISHING HOUSE,
ST. LOUIS, MO.